BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiff, Hermann,

Hundert und ein Sabbat oder Geschichten und Sagen des israelitischen Volkes

Bd.: 1

Leipzig (1842)

Jud. 45 lg-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10570746-6

Schiff
Jud.
45 lg/1

15b

[illegible]

Jud. 45 lg/7

Jud. 45 lg

Hundert und ein Sabbat.

Geschichten und Sagen

des

israelitischen Volkes.

Von

Hermann Schiff.

Erstes Bändchen.

4H B

Hundert und ein Sabbat.

Oder

Geschichten und Sagen

des israelitischen Volkes.

Von

Hermann Schiff.

Erstes Bändchen.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Während meines Aufenthalts in Ostfrisland bei lieben Verwandten (im Jahre 1837) fand ich auf einem Besuche bei Herrn Banquier S.....s in Aurich ein altes, wohl selten gewordenes Buch, Wagenseils Kunst, hebräisch lesen zu lernen. Mehrere talmudische Mährchen, auf der einen Seite deutsch, auf der andern hebräisch gedruckt, waren nur zufällig als Leseübungen benutzt, erschienen mir aber so merkwürdig und charakteristisch, wie ein Dichter immer nur sich Themata wünschen kann. Ihre wilde Sonderbarkeit, ja ihre Ungeschlachtheit verrieth deutlich, daß nicht ein Dichter sie ersonnen, sondern daß sie wirklich in einem Volke entstanden waren.

Ich glaubte die Gelegenheit mir nicht entgehen lassen zu dürfen, etwas Neues und Unvorhandenes zu leisten. Denn in der That ist die Ehre, welche man arabischen, griechischen, indischen, skandinavischen und allen möglichen Mährchen, Mythen und Sagen angedeihen ließ, sie unbeschadet ihres Charak-

ters und ihrer Originalität als selbständige, deutsche Dichtungen zu behandeln, denen eines uralten, religiösen Volkes, das mitten unter uns lebt, und dessen Geist und Sitten wir täglich und unmittelbar beobachten und erforschen können, bisher gänzlich versagt worden.

Es geschah nicht aus einem einzigen, sondern aus gar mannigfachen Gründen. Nicht bloß aus Judenhaß, sondern eben so häufig aus Judenfreundschaft. Wie es scheint, lebt uns das Volk zu nahe, und wir gerathen und stehen zu demselben in zu vielfacher und unmittelbarer Berührung, um unbefangen und parteilos dessen Weisheit und Poesie zu würdigen.

Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß, während die deutsche Sprache so gefügig, der deutsche Geist so objectiv ist, so daß sich Alles verdeutschen läßt, jedes Wort, jeder Sinn — der deutsche Litterat gar zu häufig keins von Beiden ist. Er kann sich selbst, seine Lieblingsideen, seine Gesinnungen u. s. w. nicht vergessen, um sich der unbefangenen, poetischen Heiterkeit zu überlassen und in ihr die wahrhafte, rein geistige Lebenslust zu finden. Poesie an sich ist ihm nicht Tendenz genug; er muß noch eine besondere Tendenz haben. Selbst der edle Herder bearbeitete nur solche jüdische Sagen, die zufällig einen moralischen Sinn hatten. Kein Wunder, daß Andere noch weiter gingen, der Eine mit frommem Glaubenshaß sich bewaffnete, um gegen den Aberglauben zu Felde

zu ziehen, der Andere seinen Freiheitssinn und seine Emancipationsideen bei jeder Gelegenheit entwickelt, und ein Dritter überall den Text zu nationalen Klageliedern findet. Gewiß erzeugt guter Partei-Wille in der Regel eben so viel Mißverständnisse, als böser. Es giebt aber auch eine Beschränktheit ohne Tendenz, die sich mit blindem Raisonniren begnügt, auf Unsinn und Lächerlichkeit Jagd macht und froh ist, wenn sie was gefunden zu haben glaubt, was noch alberner scheint, als sie selbst, und was sie sodann recht breit zu treten nicht verabsäumt. Diese Beschränktheit, verbunden mit Judenhaß, hat in der That elende Mißverständnisse zu Wege gebracht. Der Haß ist an sich giftig und die nationalen Anschauungen und Ansichten so zarter Beschaffenheit, daß man nicht erst mit wirklichem Gifte sich zu bewaffnen braucht, um sie zu vergiften. Ein einziges Beispiel mag genügen, wie viel dieser beschränkte Haß vernichten kann.

In einem anonymen Werke »Juden und Rabbinen« wird folgendes Mährchen erzählt und verhöhnt, — was ein für allemal unrecht und unverständig ist; denn Unsinn und Tollheit werden nicht Volkspoesie, und was der Vater der Mühe werth erachtet, seinen Söhnen, diese, ihren Kindeskindern zu erzählen, und was sich so forterbt von Geschlecht zu Geschlecht, muß seine Bedeutungen und Beziehungen haben, wodurch es glaublich, erzählens- und hörenswerth Jahrhunderte hindurch bleibt —:

Ein alter jüdischer Rabbi *) träumte oder sah den Tempel Zion im Himmel, welcher der Sage nach dem zerstörten Tempel zu Jerusalem völlig ähnlich war, und Gott selbst ging alle Morgen in diesen Tempel, wand sich die Gebetriemen um Stirn und Arme und sprach das Morgengebet, sagte aber statt: Gelobt seist Du, Ewiger, Herr der Engel, König der Welten, der Du befohlen hast, die Gebetriemen anzulegen: »Gelobt sei ich Ewiger, Herr der Engel, König der Welten, der ich befohlen habe, die Gebetriemen anzulegen«.

Es ist so leicht, dieß lächerlich zu finden, daß man wahrlich seine Worte sparen sollte. Schwerer aber ist es, eine Weisheit zu verstehen, wenn sie uns in einer fremden, veralteten Tracht entgegenkömmt.

Daß Gott mehr als heilig, anbetungswürdig sei, ist ein Gemeinplatz, den jedes Kind begreifen und glauben kann. Daß Gott von den Menschen angebetet sein will, ist schon schwerer und nur im frommen, religiösen Sinne zu erfassen. Daß Gott das Bewußtsein seiner Anbetungswürdigkeit hat, ist ein erhabener und philosophischer Gedanke, der in seinem Umfange, wie alle Ideen von der Gottheit, unser Denkvermögen weit überschreitet. — Hätte jener begeisterte Rabbi, statt sein Mährchen zu erzählen, nur die wenigen Worte niedergeschrieben: Gott weiß,

*) Traktat = Berachot.

wie anbetungswürdig er ist, daher will er von den Menschen angebetet sein, und sie sollen ihn anbeten, so würde man ihn seiner nationalen Begriffe von einem herrischen und zornigen Gotte halber nicht lächerlich finden. Ein Rabbi hat aber weder unsere Schulen noch Akademieen besucht, seine Sprache ist nicht die correcte, gefügige und gewandte unserer Tage; er spricht auch nicht zu dem gebildeten heutigen deutschen Lesepublicum, er spricht zu seinen an dem Ceremoniendienst hangenden Juden und begehrt von ihnen: Wenn Ihr Morgens die Gebetriemen umwindet, wie Gott Euch befohlen, und den Herrn lobt, so sollt Ihr denken, daß Gott dasselbe thue und dieselbe Ceremonie verrichte, da werdet Ihr fühlen, was Ihr betet, und Euer Herz wird sich höher zu dem erheben, den Euer Mund lobt. Denn wie arm und schwach ist Eure beste Andacht und Euer innigstes Gebet gegen Gottes eigenes Lobgebet, weil er das Licht ist und Ihr nur blinde Maulwürfe seid, wo er sich selber kennt und fühlt und Ihr in Staub und Nacht höchstens den Willen habt, zu ihm emporzustreben.

Doch ein Rabbi denkt nicht bewußt, sondern mit der Phantasie; seine Sprache, der unbehülfliche stilus asiaticus greift die ersten, nächsten Bilder aus dem Leben und macht sich darin verständlich, so gut er kann. Mit einem Worte, dieß war nur die Vision eines fanatischen Rabbi's, der, indem er sich die Gebetriemen anlegte, von der Heiligkeit seiner Ceremo-

nie so durchdrungen war, daß er Gott im Himmel dasselbe thun sah.

Aber der Visionär und der Dichter geben in einem einzigen Bilde eine ganze Weisheit mit allen ihren möglichen Combinationen und Beziehungen hin, die in ihrer Zeit und ihrem Volke sehr wohl verstanden werden, nachmals aber die Bedeutung verlieren oder gleichsam ersterben und in fremden Zeiten und bei fremden Völkern, wo andere geistige Bedürfnisse herrschen, eines Commentars bedürfen, um wieder aufzuleben.

Diese erstorbene Weisheit wollte ich in nachfolgenden Mythen und Sagen durch heutige Sprache und Kunstform wieder beleben und bemühte mich hauptsächlich, ihren nationalen Charakter beizubehalten, der, wie ich glaube, kurz und im Allgemeinen folgender ist.

Ein französisches Sprichwort sagt: »Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt«; und dieß findet sich nirgend mehr bestätigt, als in den talmudischen Sagen. Religiöser Eifer kann sich nicht leicht mäßigen und der Jude noch weniger, der, wo er das Geringste und Gewöhnlichste sagt, nicht umhin kann, Mienen, Geberden und Accente in's Lächerliche zu übertreiben. Das jüdische Mährchen wird also allemal den Schritt thun, von dem das Sprichwort handelt; und deshalb ist es stets — um mich des modernen Ausdrucks zu bedienen — pikant

und zugleich wunderbar, denn das Wunderbare ist das gesteigerte Pikante.

Ueberhaupt weiß der Talmud (mit wie 'großem orientalischen Räthselsinn er auch bis in's Kleinste distinguirt) keinen Unterschied zwischen dem Lächerlichen und Erhabenen, Heiligen und Profanen, Edlen und Gemeinen; denn der Jude glaubt an einen Gott, in welchem sich Alles' — aber auch Alles auflöst, so daß das Ungöttliche immer noch von Gott geschaffen und Gott selbst ist.

Diese Mischung von Allem ist der Charakter, den ich in nachfolgendem Werke beizubehalten, poetisch zu gestalten und in einen heiteren Einklang zu bringen mich bemüht habe. Ich beschränkte mich daher nicht bloß auf Sagen und Mährchen, sondern flocht auch geschichtliche Begebenheiten und Genrebilder in mein Werk. Der Orient ist bunt und farbenprächtig, das finstere, einfache Gewand der Juden gehört der Unterdrückung an. Bunt und mannigfach genug ist, wie ich glaube, mein erstes Bändchen gerathen, und ich habe lediglich die obengenannten Themata aus jenem alten Buche benutzt; der Reichthum des Stoffes ist aber unerschöpflich, und etwa die Wunder der Kabala, das prächtige Jerusalem und seine blutige Geschichte mußte ich für ein folgendes Bändchen aufsparen, vorausgesetzt, daß dieser erste ansprechen wird. Meine Kritiker nennen mich einen glücklichen Sonderling, und das

Publikum hat sich die Launen und Einfälle des so genannten schon öfter behaglich gefallen lassen. Möge man mir auch heut die Theilnahme nicht versagen, die ich, mit früheren Leistungen zu finden, so glücklich war.

Hermann Schiff.

Einleitung.

Drei Briefe.

Ein Genrebild aus dem heutigen Leben der Juden.

Gabriel Cohen an Dr. Seligmann.

Edler Freund! Würdiger Lehrer! Was werden Sie von mir denken, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht glücklich bin. Doch dermaßen haben mich Trost und Hoffnung verlassen, daß ich meinen Schmerz nicht mehr zu verhehlen wage. Sie werden vielleicht sagen: Bettler du! Wie kannst du dich unterstehen, dich unglücklich zu fühlen? — Was ist los mit dir? Was hast du für Anspruch? Wer bist du? Wer sind deine Eltern, Geschwister, Verwandte? Bettler! lauter Bettler! ganz gewöhnliche Straßenbettler! — Und du, den man — so zu sagen — von der Straße aufgelesen, gesäubert, gebildet und zu einem Menschen gemacht hat — danke Gott, daß du zu essen und zu trinken und deine Blöße zu bedecken hast, und trachte danach, etwas zu werden, um deiner Nation Ehre zu machen. Wie kommst du dazu, dich unglücklich zu fühlen?

Freilich ist es kein sonderliches Loos, der Knellgabbe *) eines polnischen Rabbinen zu sein, dem es obliegt, zu verrichten, was der Rabbi nicht mag oder kann, abgesehen davon, daß ich ihm sogar die Kleider reinigen muß, minder eine schwierige als eine ekelhafte Arbeit! — Aber, Gott sei Dank, ich kann arbeiten und dulden, unverdrossen dulden. Ohne Murren ertrage ich jede Zurechtweisung, ist sie auch noch so beschämend, oder im strengsten Sinne des Wortes entwürdigend. Ich kann es ertragen, daß der Abfall seines Tisches mir zur Nahrung geboten wird, daß eben die Schüssel, von der er gegessen, in der er mit den Fingern gerührt, mir mit den Worten »für den Gabbe« zugeschoben wird, als gälte es einen Hund zu füttern. Entwürdigung schändet nicht, so lange man sein Gewissen rein erhält. Mein Jugendschicksal will es einmal so und, Dank dem Himmel, ich fühle Kraft und Fähigkeit in mir, und meine Freunde und Gönner werden mich nicht verlassen, um in reiferen Jahren eine würdigere Stellung einzunehmen. Auch diene ich dem Rabbi nicht wider mein Gewissen, ich helfe ihm nicht bei seinen Intriguen und bettle nicht für ihn, und bin im Stande, ihm zu trotzen, weil ich in so manchen Stücken, etwa in seinen Berichten an die Regierung, ihm unentbehrlich bin. Eben so trüb-

*) Der Diener eines Rabbi.

selig ist meine Stellung hier als Unterlehrer an der Freischule. Man will hier nichts lernen, und Ihnen, würdiger Freund, brauche ich nicht erst zu beschreiben, wie verhaßt alles Wissen bei Jung und Alt hier ist, wie man mit dem Worte »Galches« (deutsch) eine unnütze und lächerliche Weisheit bezeichnet. Dieß alles wird Ihnen aus mehr als einer Erfahrung bekannt sein.

Sie werden mir daher glauben, wie elend, einsam, verlassen ich mich hier fühle und wie schmerzlich ich mich nach meiner Heimath sehne, wo ich bei dem Ueberfluß an Hülfsmitteln, bei dem Umgang mit gebildeten und gelehrten Männern, mir reichlichere Kenntnisse bei geringeren Schwierigkeiten erwerben kann. — Doch dieß alles ist mein Unglück nicht, und welche Worte wähle ich nur, theurer Freund, um Ihnen zu schildern, was mich elend macht und warum mein Herz zerrissen ist. —

Wenn Sie in einer öden Gegend, wo Ihr Auge nichts als Sumpf und Haide sieht, mitten unter Unkraut, Nesseln und Dornen eine Rose finden, nicht wahr, da hört das Unkraut auf Unkraut zu sein; die Dornen und Nesseln gewinnen Werth und vollenden das reizende Bild der anspruchslos stillblühenden Rose, deren Werth sie als Gegensätze erklären? Solch eine Rose blüht still und anspruchslos im Hause des Rabbi, und machte mir meinen Aufenthalt

in demselben erträglich. Die Aufmerksamkeit, die Sorgfalt, welche Rebecca mir weihte, hielten meinen Muth aufrecht. — Sie werden mich nicht in dem Verdacht haben, daß ich ein Liebesverhältniß mit ihr anspann. Wer stets mit Entbehrung kämpft, zu knechtischer Erniedrigung verdammt ist und die Zukunft wie ein dunkles Räthsel vor Augen hat, dem vergeht der Muth zu zärtlichen Späßen. Doch dem Weibe ist eine grenzenlose Herzensgüte eigen, darum weihte mir Rebecca ihre Sorgfalt und ich nahm ihre Güte mit jener gleichgültigen Fassung entgegen, die ich leider von Jugend auf mir anzueignen genöthigt war; mit jener gleichgültigen Dankbarkeit, womit man von reichen und vornehmen Gönnern Wohlthaten annimmt. Und ist sie mir nicht eine vornehme Gönnerin? Sie die Tochter des Rabbi, ich ein armer Knellgabbe. War mir im Herzen auch anders zu Muthe, ihr gegenüber mußte ich meine demüthige Stellung behaupten. — Es fanden sich ja Abend für Abend junge Leute die Menge ein; zum Schein, um von den Gesprächen des Rabbi Nutzen zu ziehen, in der That aber, um der schönen Rebecca den Hof zu machen. Es waren vermögende oder wenigstens unabhängige Jünglinge und wie hätte ich wagen dürfen, mich ihnen gleichzustellen?

Nie habe ich ein inniges Wort mit ihr gewechselt; nie durch einen Blick mich mit ihr zu verständigen gesucht! — Aber in der Muße des Sabbat erzählte ich ihr von meiner Hei-

math, wie unsere Glaubensgenossen dort prächtige Gärten und Paläste bewohnen, wo Künste, Wissenschaften, Humanität und Gastfreundschaft heimisch sind, ich sprach von meinem Schicksal, meinen Hoffnungen, von meinen Gönnern und Lehrern und am häufigsten von Ihnen, mein würdiger Freund, daß uns beiden die Thränen in den Augen standen — Ach! Diese Augenblicke machten mein Glück aus.

Auch für Rebecca waren sie nicht verloren, sie ist eine andere seitdem geworden, ihr weiblicher Sinn, ihr Schönheitsbewußtsein ist erwacht, sie kleidet sich geschmackvoller, spricht gewählter, ist stiller, sinnender geworden, eine vollkommnere Jungfrau, die nach Höherem und Edlerem sich sehnt, als das geringe Leben, welches jetzt sie umgiebt, ihr bietet. — Ich hoffte in der Stille, dereinst wird auch die Stunde meines Glückes schlagen; mein Talent, mein Fleiß wird mich in den Stand setzen, einen glänzenden Wirkungskreis auszufüllen, und Rebecca sollte der Lohn meines Strebens sein. Vermochte es schon sie zu rühren, wenn ich vom Guten und Schönen zu ihr sprach, wie erst wird sie mich lieben, wenn sie mich beides beschaffen und fördern sieht; und die mir mein Elend versüßt, wie wird sie mein Glück erhöhen! — Ach! Ohne zu wissen und zu wollen, hat sich ihr Bild dermaßen in meine Träume verwebt, daß ich das Unterpfand des Schicksals für eine bessere Zukunft in ihr erblicke und ohne sie kein Glück mir denkbar ist. — Sagen

Sie nicht, daß ich schwärme. O daß ich noch ein Bettler wäre, so würde ich mein Elend nicht fühlen, aber Sie werden sehen, Ihre Philosophie ist es, die mich erkennen lehrt wie unglücklich ich bin. »Es giebt wahrhaft schöne Weiber, »die nicht nur äußerlich sich zu schmücken bedacht sind, son»dern auch die Reize und Vollkommenheiten des Geistes und »der Seele sich aneignen, um zu wahrhaften und wirklichen »Kunstwerken sich zu gestalten. Sie sind die letzten Ge»schöpfe, so zu sagen, die Nestküchlein der Natur, zarter, »feiner als andere Wesen und doch auch lebenskräftiger. »Die Natur hat sich in ihnen mit allen ihren Zierden und »Tugenden personificirt, und kann seitdem nichts Neues mehr »hervorbringen. Die Natur will überall schön und fromm »schaffen, aber zu viel feindselige Einflüsse lähmen und schwä»chen ihre Zeugungs-Kräfte, daher die vielen geistlosen und »trägen Gestalten; zu viel widrige äußere Zufälle wirken ver»kümmernd, verunstaltend ein, daher die Menge unschöner »und Alltags-Gesichter. Schöne Weiber aber sind seltene »Kleinode, und ein keusches Bewußtsein lehrt sie den eignen »Werth empfinden, und ein keuscher Trieb bewegt sie, dem »ausschließlich sich zu weihen, der einzig ihres Besitzes wür»dig ist.« —

So heißt es in ihrer letzten Predigtsammlung und ich schreibe diese Stelle wörtlich ab. Solch seltenes Kleinod ist Rebecca und hat sich still und keusch, ohne einem Laut,

einem Blick ihr Geheimniß anzuvertrauen, mir geweiht, der ich ihrer nicht ganz unwürdig zu sein hoffe. —

Ob ich nun Schwärmer bin oder nicht? Was hilft's! Alles ist jetzt hin. — Rebecca ist die Braut eines Anderen, eines unbedeutenden beschränkten Handelsjuden, der aber Geld hat. Er wird ihr Gemahl und Herr, o bedenken Sie, was das in einer jüdischen Ehe bezeichnet. — Es ist entschieden. Die Eltern haben es beiderseits beschlossen, und Rebecca wagt nicht zu widersprechen und ihrer Thränen achtet man nicht, weil alle Jungfrauen bei solcher Gelegenheit zu weinen pflegen.

Ich habe den Sinn für Edleres und Höheres in ihr geweckt, wie Sie in mir, damit wir beide uns nun recht elend fühlen. Dieser Sinn und diese Ahnungen wie ich sehe, passen nicht im auserwählten Volke Gottes und sollen nicht sein! Ich bete zum Schöpfer, daß er mir den Glauben an seiner Allgüte aufrecht erhält, und öfter und inniger noch, daß er mich fortnehme von dieser Welt. Was soll ich hienieden wo es nichts als Schmerz, Plage und Elend für mich giebt? Beklagen Sie mich! Trösten werden Sie mich nimmermehr!

Dr. Seligmann an Gabriel Cohen.

Mein junger Freund und Liebling! Ihr Brief hat mich erschreckt, gerührt, erschüttert — Ich kenne den Abgrund, vor dem sie stehen, und den Schwindel, der uns lockt und reizt und am Ende unwiderstehlich hinab zieht. Was helfen Ermahnungen und Tröstungen, wenn alle Kräfte sich in Ohnmacht verkehren, wenn alles was uns aufrecht erhalten sollte, Jugend, Muth, Geist, Herz, Talent, durch Leidenschaft verwildert muthwillig in den Schmerzen wühlt, bewußtlos sich der hitzigen Uebertreibung hingiebt, und hinter feindseligen Sophismen sich unangreifbar verschanzt! — Zu Ihrem Troste und Ihrer Belehrung sage ich Ihnen daher nichts, aber eine Geschichte kann ich Ihnen erzählen! Benutzen Sie sie, wie Sie wollen, meinetwegen gar nicht! — Aber es ist meine Geschichte! Sie klagen mir den Schmerz Ihrer Jugend, ich erzähle Ihnen den Schmerz der meinigen, und so wären wir quitt.

Auch ich habe geliebt, oder vielmehr ich schwärmte, betete an. Eine Jungfrau stand vor meinen trunkenen Blicken, wie ein überirdisches Wesen. Sie war bildschön, ich durfte froh sein, wenn man mich nicht häßlich fand. Sie war reich, die kostbarsten zartesten Stoffe, kunstmäßig vereint, umschmückten ihre reizende Glieder; meine Eltern

waren blutarm, ich durfte froh sein einen ganzen Rock auf dem Leibe zu haben, um nicht völlig als Bettler verachtet zu werden. Sie war täglich, stündlich, von einem Schwarm vornehmer Anbeter umringt, war der Abgott ihrer Eltern, der Neid ihrer Gespielen und Verwandten. Ich lag meinen Eltern zur Last, jüngere Geschwister halfen ihnen bereits erwerben, ich kostete ihnen noch hin und wieder etwas. — Aus Mitleid und weil ich studiren wollte, gab mir der Vater meiner Geliebten einen Freitisch und Weiber haben oft seltsame Launen! — Ich will mich kurz fassen! — Dieser stolzen schönen Jungfrau fiel es ein, mich häßlichen armseligen Bettler zu beachten, mich auszuzeichnen, ja! alle ihre Triumphe schien sie nur um meinetwillen zu feiern und es war unverkennbar, daß sie von mir bewundert sein wollte. Mir graute vor meinem Glück; ich konnte nicht Muth fassen es zu glauben, viel weniger es mir einzugestehen. Sie aber faßte sich eines Tages ein Herz und sprach: »Lieber Seligmann, ich schmeichle mir, Ihnen nicht gleichgültig zu sein und wünsche, daß die Leidenschaft, welche Sie, wie ich sehe für mich fühlen, Sie veranlassen möge, ein bedeutender und großer Mann zu werden.« — Da schwanden meinen trunkenen Blicken Himmel und Erde. Ich wollte ihr zu Füßen stürzen, allein ich hatte keinen Muth dazu, oder vielmehr vor Schreck über mein Glück war ich gelähmt.

Ich durfte sie lieben, das war mir genug. — Ich wid-

mete mich jetzt mit rastlosem Eifer den Studien, meine Augen wurden blöde, ich verlor mein Hauptthaar. Was that's? Mein Aeußeres war nie gefällig. Ich machte bedeutende Fortschritte, doch waren es immer nur Schneckenschritte zum Ziel. Sie indessen fuhr fort mich auszuzeichnen.

Endlich hatte ich es so weit gebracht die Akademie besuchen zu können. Mildthätige Glaubensgenossen schossen ein kleines Sümmchen für die Dauer meiner Studien zusammen, und es galt nur noch von meinen Freunden, Bekannten und Wohlthätern Abschied zu nehmen.

Mein Schicksal oder der Zufall wollte, daß ich im Hause meiner Angebeteten niemand traf, als sie. Sie befand sich in einem kostbar geschmückten Zimmer, von Gegenständen der Pracht und des Luxus umgeben, die ich Aermster nicht kannte und noch nimmer zuvor erblickt hatte. Und sie war so schön, ich wagte nicht sie anzuschauen mit meinen blöden gerötheten Augen, und als ich verlegen den Kopf senkte, schämte ich mich meines dünnen Haupthaars. Ich hatte Fanny bisher nur in der Festlaune gesehen und um sich meinetwillen heute Zwang anzuthun, war ich zu unbedeutend. Sie empfing mich daher mit jüdischem singendem Tone: »Was wollen *Sie* hier?« Ich stammelte etwas von einem Abschied und bat mir die Erlaubniß aus, sie auch in der Ferne lieben zu dürfen, da ich einmal, wie wenig ich dessen auch werth sein möge, gewagt habe, ihr mein Leben

zu weihen, dermaßen, daß all' mein ferneres Thun, Denken, Handeln und Benehmen, einzig darauf gerichtet wäre, ihre Aufmerksamkeit, ihre Theilnahme, wo nicht gar ihren Beifall zu erwerben.« — »Gotteswunder!« rief Fanny mit einem Male, im jüdischen Dialekt, wie ich aus ihrem schönen Munde nie vernommen. »Nicht nur Grafen und Banquiers kommen gegangen und legen mir ihren Adel und ihr Christenthum zu Füßen; sogar unser Schabbesbecher weiht mir seinen Dallas *) und sein Malheur!«

Welchen Eindruck diese Worte auf mich machten, will ich Ihnen nicht beschreiben. Ich müßte denn in einen noch kläglicheren Ton verfallen, als Sie in ihrem Briefe angestimmt. Sie bluten — so zu sagen — aus einer reinen Wunde: Sie werden wieder geliebt, Sie dürfen fortfahren, Ihre Rebecca zu bewundern, anzubeten. Nur Mißgeschick trennt sie im Raume, Sie haben keine Verblendung zu bereuen, keine Enttäuschung zu beseufzen, keine Schmach, sich lächerlich gemacht zu haben, zu überwinden. Sie werden einsehen, meine Herzenswunde war eine böse, giftige, eiternde, die ich niemanden zeigen mochte, weil ich mich zu schämen hatte. Und demungeachtet fühlte ich etwas von einem Stolz in mir, daß ich mein Unglück sammt meiner schönen glänzenden reichen Geliebten zu verachten wagte. Ich dachte: bin ich

*) Armuth — Siehe das Mährchen »Sabbatehre.«

nicht gemacht den Weibern zu gefallen, so habe ich doch Geist und Fähigkeit Gott und der Wahrheit zu dienen. Das war mein Trost und ich hörte auf Jüngling zu sein, denn ich war mit einem Male zum Manne gereift. —

Meine Aussichten und Hoffnungen waren ebenfalls minder erfreulich als die Ihrigen. Damals herrschte noch in Israel, wie Sie es in Polen finden, strenger Ceremoniendienst und nur die talmudische Buchstabenweisheit galt. Unsere Kirche war eine starre Ruine, unser Volk abgesperrt von Kunst und Wissenschaft, von allen humanen und civilen Interessen. Seit Jahrhunderten geknechtet, ausgesogen, zerfleischt, blieb es stumpf und gleichgültig, während ringsum alle Völker nach Licht, Aufklärung und Freiheit rangen. — Heut ist der Tempel Zion aus seiner Asche neu erstanden, freilich kein prächtigsinnlicher wie der Tempel Salomonis, aber ein um so geistigherrlicherer. — Nicht Gold, Perlen, Edelsteine zieren ihn. Aeußerlich steht er nur ein schlichtes Bethaus da, inwendig aber wird der Gott Israels in seiner Anbetungswürdigkeit, der Mosaismus in seiner Reinheit gelehrt, und Sittlichkeit heißt der Ceremoniendienst unsrer neuen Kirche. Ja, Gabriel! vergessen Sie nicht, die Zeit ist gekommen, wo Israel geistreiche und talentvolle Männer braucht und lohnt. Sie sind jung Gabriel, haben sich schon als Knabe durch Ihre glücklichen Anlagen ausgezeichnet, Ihr Wesen ist einnehmend, Ihre Sitten sind gefällig,

Ihnen wird es leicht, Freunde zu erwerben und vornehme Gönner sich geneigt zu machen. Es wäre Schade um Sie, wenn Sie in Gram und Leid vergehen wollten. Ich glaube es auch nicht. Sie scheinen mir zu kräftig, zu bewußt für solch ein Loos. Und kein Jüngling hat das Recht, an seinem Schicksal zu verzweifeln, weil es Gott gefällt seine Jugend mit einem großen Schmerze heimzusuchen. Erst am Ende des Lebens läßt sich die durchlaufene Bahn überschauen und entscheiden, ob es ein glückliches oder verlorenes Leben war. Glauben Sie aber: wer sein Ziel fest vor Augen gehabt, mäßig sein Werk gepflegt, sorgfältig seine Zeit gespart, erblickt zuletzt in seinem Schicksal ein eben so göttliches Kunstwerk im Kleinen wie die Weltgeschichte im Großen ist. — Wenigstens ich bin zu dieser Ansicht gelangt und lege sie Ihnen hiemit zur Prüfung vor.

Nachschrift. Wie gesagt lieber Gabriel! Sie haben Freunde und man interessirt sich für Sie. Diesen Brief und den Ihrigen habe ich dem Agenten Friedländer gezeigt. Er war sehr böse auf uns beide, aber — wie ein edler Mann zürnt — mit mildem Auge und lächelnden Munde. Er wird Ihnen die Ehre erzeigen, eigenhändig an Sie zu schreiben. Dieß soll ich Ihnen in seinem Namen melden.

Der Agent Friedländer an Gabriel Cohen.

Lieber junger Mensch! Ich kenne Sie nicht weiter als aus Ihrem Briefe an den Doctor Seligmann, weil selbiger mir aber versichert, daß sie langwimprige schwarze Augen, eine Gesichtsfarbe wie Milch und Blut haben, kurz daß Sie ein allerliebstes Männchen sind, so begreife ich vollkommen, daß die Liebe die einzige Aufgabe Ihres Lebens ist, und Sie außerdem nichts Sonderliches auf der Welt zu thun haben. Da nun das Schicksal für gut erachtet und es demselben beliebt, daß das Mädchen Ihrer Wahl, aus Kindespflicht, Macht der Verhältnisse, Schicksalstücken und wie derlei verhängnißvolle Redensarten weiter heißen, einen Anderen heirathen wird: so bin ich ganz der Meinung des Doctor Seligmann, daß Sie unter solchen Umständen nichts besseres anfangen können als verzweifeln. Wer vor einem Abgrund steht und schwindlig wird, der springe hinab, so vergehen Höhe und Schwindel; wer unglücklich liebt der sterbe, so wird er wieder gesund. Bevor Sie sich jedoch zu einem so ernsthaften Schritt entschließen, wünsche ich, daß Sie reiflich bei sich überlegen, welche Gründe Sie dazu vermocht; um sodann bei Ihrer vorhabenden Verzweiflung mit geziemenden Anstande und Beobachtung aller üblichen Formalitäten zu Werke gehen zu können. Wollen Sie nun in einer so wichtigen Angelegenheit dem Rath eines erfahrenen

Mannes Gehör geben, so unterlassen Sie ja nicht, sich ein Tagebuch zu halten; bringen Sie Ihr Unglück zu Papier; dieß nimmt sich nicht nur sehr gut aus, sondern man leidet und verzweifelt auf diese Art auch bei weitem gewissenhafter. Endlich sind Sie Ihrer Geliebten Rechenschaft schuldig von jeder Minute, in der Sie sich ihrentwillen todt grämen und zuletzt können Sie Ihren Liebesgram drucken lassen; allen gefühlvollen Seelen zu Nutz und Frommen. Um einen Titel werden Sie nicht verlegen sein. Was meinen Sie zu folgenden:

»Die Leiden des jungen Gabriel Cohen.«

»Leben, Liebe und Leiden eines armen Talmudtaure Bochers. Aus dessen nachgelassenen Papieren.«

»Der bis in den Tod getreue Knellgabbe. Ein Roman aus dem wirklichen Leben.«

»Die Liebe in Polen. Ein Musterbild für edle Seelen.«

»Die Liebe in der Meseritschen Judengasse. Ein Familien- und Sittengemälde.«

»Gabriel Cohen oder: Der Rabbinerzögling, wie er sein sollte.«

»Gabriel und Rebecca oder: Frisch, gesund und maschugge.«

Schon solcher vortrefflichen Titel halber wäre es Schade, wenn Sie kein Tagebuch hielten.

Von Ihrer Geliebten schreiben Sie gar nichts, außer daß sie früher etwas mehr gemauschelt hat als jetzt. Ich kann

daher nicht beurtheilen, wie die Rose, die so anspruchslos unter Nesseln und Unkraut blüht, sich in einer deutschen Treibhausassemblee ausnehmen wird. Ferner haben Sie gänzlich ermangelt, auf den Fall bedacht zu sein, daß Ihr reicher und glücklicher Nebenbuhler ein Mensch ist, und sterben und eine reiche Witwe hinterlassen kann, die sich nach einem zweiten Ehegemahl umsieht. Meine Meinung für den Fall wäre, daß Sie ihren Gram genau abmessen, um, gerade wenn Rebecca reich, frei und Wittwe zu Ihnen kommt, in den letzten Zügen zu liegen und den Geist in ihren Armen aufzugeben.

Wie doch die heutige Zeit der frühern in Allem voranschreitet und was es den bejahrten Leuten für Mühe kostet, der jetzigen Jugend nur einigermaßen nachzukommen. Da sitze ich nun und studire in Rellstab's, Blumenhagens und anderer geistreicher alter Weiber Werken die Liebe und repetire alle Jahr meinen Cursus in allen neuerscheinenden Almanachen. Aber was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Ich bin freilich verheirathet, aber was hilft mir das? Meine Liebesgeschichte kann doch nicht gedruckt werden. Ich will sie Ihnen erzählen nach dem Beispiel des Doctor Seligmann.

Meine und meiner Frau Eltern hatten beide viel Geld, mochten sich aber, so lange sie lebten, nicht davon trennen.

Sie beschlossen daher beiderseits ihre Kinder zu vermählen, die Mitgift aber einstweilen zu sparen. Ich gebe wenig, du giebst wenig, wir haben beide ein großes Geschäft, wir wollen unseren Kindern Credit verschaffen, daß sie auch große Geschäfte machen können, so lautete die Abrede. Ich zählte damals funfzehn, meine Braut dreizehn Jahre. — Es war ein herrlicher Frühlingstag und ich spielte in meinem Hofe mit Maikäfern, die ich an langen Fäden fliegen ließ, als mein Vater zu mir trat, mir die Nachricht brachte, daß ich heirathen und gleich mitkommen sollte, meine Braut kennen zu lernen. Ich hatte durchaus nichts weiter dagegen einzuwenden, als daß ich erst meine Maikäfer wieder in die Schachtel thun müsse. Hierauf gingen wir zu den Schwiegereltern; die Braut wartete mein in einem besonderen Zimmer und war auf meinen Empfang vorbereitet. Mein Vater gebot mir, zu ihr zu gehen. »Vater!« sagte ich, »wie rede ich meine Braut an, wenn ich zu ihr komme?« »Mein Sohn! Du mußt sie fragen, ob sie dich liebt.« Ich ging daher zu meiner Braut und fragte sie: Lieben Sie mich?« — »Nein!« antwortete sie, und damit war es abgemacht, das Gespräch war zu Ende und wir langweilten uns. — »Haben Sie keine Maikäfer?« fragte ich nach geraumer Zeit wieder. Auch »nein!« Aber meine Braut spielte mit Wachspüppchen, versteht sich hinter den Rücken der Eltern, denn für ein so großes Mädchen schickte sich das

nicht mehr. Nachdem ich ihr Verschwiegenheit gelobet, zeigte sie mir zuerst zwei Kinderchen, die auf Flittergold in einem Perlkörbchen ruhten. Die Kinderchen fand ich schön — was meine Braut bewog in ihrem Zutrauen noch weiter zu gehen, denn sie zeigte mir ein drittes Püppchen, einen Amor mit Flügeln, Bogen und Pfeil. — Allein ich erschrak vor diesem Amor. »Bewahre Gott!« rief ich — »solch eine Puppe haben Sie im Hause? Das ist ja ein Götzenbild. Das ist ja Amor.« — Ich muß bemerken daß ich damals kein sonderliches Deutsch sprach und meine Braut mauschelte nicht minder. — Weil ich nun sagte »Ammohr« entgegnete meine Braut: Und Sie seind a Chamor (Esel) als Sie sagen, daß das a Mohr is. A Mohr is schwarz.« Ich bestand aber darauf, daß es Amor sei, der Gott der Liebe, denn ich hatte in Damm's Götterlehre Deutsch lesen lernen und war meiner Sache gewiß. Meine Braut wurde böse und Gott Amor, der unsere Herzen verbinden sollte, entzweite uns dermaßen, daß wir uns laut zankten. Die Eltern kamen herzu; meine Braut erklärte, sie könne sich nicht mit mir vertragen, bekam eine derbe Ohrfeige und fing entsetzlich an zu heulen. Wie gesagt, meine Liebesgeschichte kann nicht gedruckt werden!

Ich war übrigens nicht besser daran. Als Bräutigam sollte ich nicht mehr mit Maikäfern spielen; ich sehnte mich daher nach einer baldigen Hochzeit, ehe die Zeit der Mai=

käfer vorüber war, hauptsächlich auch lüsterte mich nach dem leckeren Hochzeitschmaus.

Dieser glückliche Tag brach endlich an. Ich trug einen getiegerten Rock, mit dem mein Vater, bevor er denselben für mich ändern ließ, viele Jahre großen Staat gemacht. Ein ganzes Talglicht wurde mir in die Haare geschmiert, und tüchtig Puder darauf gestreut, mein Zopf reichte mir bis an den H —. Lauter Aufwand, den man zuvor nie in der Judengasse gesehen. Als wir unter dem Trauhimmel standen, weinte meine Braut sehr, ich dagegen behauptete eine Fassung die weit über meine Jahre ging. Hierauf ging es zu Tische, ich war hungrig und in der Küche, wo wir uns wuschen, roch ich das koschere Essen, daß ich, ein sehnsüchtiger Bräutigam, die Zeit nicht erwarten konnte, bei Tische zu sitzen. Das Essen war superbe. Es war die erste Freude meines Ehestandes und ich genoß sie mit wehmuthsvoller Begierde, weil ich es alle Tage so gut nicht haben konnte. Nachdem die Gäste sich entfernt, gab mein Vater mir Verhaltungsmaßregeln, meine Braut empfing die ihrigen von der Mutter, und als wir am anderen Morgen aufstanden, liebten wir uns.

Bisher hatte ich auf dem Comptoir meines Vaters nur meine Pflicht gethan. Jetzt, wo ich für eigne Rechnung arbeitete, empfand ich die Süßigkeit des Geldverdienens. Ich vergaß meine Maikäfer und meine Frau ihre Wachs-

püppchen, sie führte die Wirthschaft, und weil sie schreiben und rechnen konnte half sie mir im Geschäft. — Wir waren glücklich, denn wir waren ein Leib und eine Seele, lebten ganz mit und für einander.

Seitdem aber haben sich die Zeiten geändert. Damals konnte man nicht früh genug seine Kinder verheirathen, es galt: bevor noch ein Gedanke beider Herz entweiht, bevor noch die leiseste Regung in ihren Herzen erwacht, der reinen Braut den reinen Bräutigam zuzuführen. Denn Reinheit ist der Sinn des jüdischen Lebens, wie sehr verunstaltet er auch begraben liegt im Ceremoniendienst und wie lächerlich ihn auch die blödsinnige Uebertreibung der Alltagsmenschen macht.

Heut aber müssen sich Jünglinge und Jungfrauen durch Romanenlectüre bilden, um sich wie Helden und Prinzen vorzukommen, denen kein Unglück und keine Mißhandlung zu nahe kommen darf, weil sie reines Deutsch sprechen und schreiben. — Wir mauschelten; aber wenn uns das Glück oder ein Christ einen Fußtritt gab, nahmen wir damit vorlieb, dafür waren wir arme Juden und befanden uns in Golis. Statt uns in Liebesgram zu verzehren, heiratheten wir und zeugten Kinder, und sahen nicht in jeder Schickse ein Schicksal und hielten nicht jeden Unterrock für verhängnißvoll. —

Nachschrift. Beifolgende Anweisung auf hundert Thaler ersuche ich bei Salomon Ascher zu präsentiren, und das Geld zu Ihrem Besten zu verwenden. Verlassen Sie Polen, der dortige Aufenthalt ist Ihnen nichts werth, kommen Sie nach Deutschland zu mir. Wie Sie vielleicht gehört haben werden, habe ich aus eignen Mitteln eine Armenschule gestiftet. Eine Lehrerstelle mit vierhundert Thalern Gehalt ist für Sie offen, wenn Sie bald kommen. —

Beide Briefe, wirkten verschieden, wie sie abgefaßt waren, auf das Gemüth des Empfängers, welches durch Armuth und unglückliche Liebe in gleichem Grade gereizt und leicht verletzlich war. Der erste des Doctors schien ihn zu ermuthigen, sich mit Jugendkraft Gott und seinem Geschicke anzuvertrauen, und das unvermeidliche Leiden standhaft zu ertragen. Ganz anders wirkte das zweite Schreiben. Der vornehme Spott des reichen aber gutmüthigen Mannes verwundete sein krankes Herz und empörte seinen Stolz. Im ersten Anfall seines Zornes, wollte er die angebotne Lehrerstelle ausschlagen, die Anweisung zerreißen und mit den Worten zurücksenden: »Für wahrhafte Leiden sind hundert Thaler kein Heilmittel.« Da fiel ihm ein, was Dankbarkeit gegen Wohlthäter und Lehrer, und Liebe zu den Eltern und Geschwistern ihm zur Pflicht machten, und daß

er aus Empfindlichkeit, weil seine Leidenschaft mißhandelt war, dermaßen nicht eine sichere Zukunft verschleudern dürfe. »Ich sagte es ja!« dachte er trostlos bei sich. Der Arme, so lange er noch ein Stück Brod und ein ganzes Kleid hat, darf sich nicht unglücklich fühlen, will er nicht verhöhnt und verlacht werden.

Da öffnete sich die Thür, Rebecca trat ein und brachte ihm ein kärgliches Frühstück. Es war eine Aufmerksamkeit von ihr. Der Rabbi und die Rabbizin schliefen bis gegen Mittag, denn jener studirte bis spät in die Nacht, diese wachte bei ihm. Ohne Rebecca hätte Gabriel allemal bis Mittag fasten müssen. — Bei ihrem Anblick brach er in Thränen aus und konnte sich lange nicht fassen.

»Was fehlt Ihnen?« fragte sie theilnehmend.

»Rebecca!« entgegnete er schmerzlich. »Ich darf Ihnen nicht länger verschweigen, was ich empfinde. Hier lesen Sie diese Briefe, so werden Sie Alles errathen.«

Rebecca las zuerst den Brief des Doctors, dabei seufzte sie einigemal und das war Alles. Armuth und Unglück schärfen den Blick für die nächste Umgebung des Lebens gar wunderbar, und die Leidenschaft hat ein Ahnungsvermögen, dem nichts verborgen bleibt. Der Brief meldete ihr nichts Neues; sie kannte Gabriels Herz, theilte seine Empfindung, und war fester noch als er, zur Entsagung entschlossen und bereit. Als sie aber den Brief des Agenten

las, wichen die Rosen von ihren zarten Wangen und die Hand zitterte, da sie den Brief zurückgab. »Sie werden uns also verlassen?« hauchte sie in einem leisen Seufzer hin.

»Muß ich nicht?« erwiederte er.

»Sein Sie glücklich! Denn Sie verdienen es!« sprach sie mit Thränen.

»Sie wissen jetzt, daß ich es nicht werden kann.«

»Bilden Sie sich ein,« sprach sie weinend, »daß ich gestorben sei, und kann es Sie beruhigen, so vernehmen Sie, daß ich nicht lange mehr leben kann und mag.«

»Rebecca!« sprach Gabriel entschlossen, »ich verlasse Sie nicht. Wie stolz bin ich, zum ersten Male nicht als Bettler vor Ihnen zu stehen. Wollen wir den Tücken unseres Schicksals eine erlaubte Nothwehr entgegenstellen? Hier sind hundert Thaler Reisegeld, hier ein Jahreseinkommen von vierhundert Thalern, unterzeichnet vom Agenten Friedländer, diese Unterschrift ist ein Siegel der Wirklichkeit.«

Rebecca sah ihn staunend an und athmete wie im Traum. »Gott will es« sagte sie endlich. »Ich folge Ihnen, wohin Sie gehen!«

Mit diesen wenigen Worten hatten sie sich verständigt.

Gabriel wollte die schöne bräutliche Geliebte an die hochathmende Brust ziehen, sie aber wehrte ihn mit drohenden Mienen ab. Ihre ausdrucksvollen Züge schienen zu sagen: »Sei meiner würdig.«

Eines Morgens trat Doctor Seligmann mit ungewöhnlicher Aufregung zum Agenten ins Cabinet.

»Nun? Was giebt es Neues?« fragte dieser verwundert.

»Herr Agent! Wir beide haben unserem jungen Freund in Polen unsere Liebesgeschichte erzählt. Er ist uns die Fortsetzung der seinigen noch schuldig!«

»Ist diese Thorheit noch nicht aus?«

»Sie wissen aber den Schluß noch nicht.«

»Nun! ich bin begierig.«

»Sie haben ihm hundert Thaler geschickt, die er zu seinem Besten verwenden soll, und er glaubt sie zu seinem Besten verwendet zu haben.«

»Was soll das heißen?«

»Was ist Ihr Bestes auf Erden, Herr Agent? Für wen leben und arbeiten Sie.«

»Er hat geheirathet?«

»Und wenn er's that?«

»So jung!«

»Man suche sein Bestes nicht in der Ferne, da wird man ewig suchen; aber in der nächsten Umgebung es zu finden wissen, die glücklichen Umstände zu erkennen und es sich da geschickt heraus zu gestalten — das ist echte Weisheit.«

»Sie haben gut reden! Mir aber kostet die Armenschule Geld genug, nun habe ich wieder eine neue Familie auf dem Halse. — Und der alte polnische Rabbi, der gar nichts von

der Welt weiß, hat ihm auf mein schriftliches Versprechen, daß er eine Lehrerstelle an meiner Freischule haben soll, gleich seine Tochter gegeben. Es ist doch erstaunlich, wie weit mein Credit reicht.«

»Das wohl eben nicht. Unser Schulwesen, unser neuer Gottesdienst gelten in Polen noch für Ketzerei, und würden ein unübersteigliches Hinderniß sein.«

»So!« rief der Agent, verdrießlich sich in seiner Eitelkeit widersprochen zu sehen. »Sie haben sich also vermählt, ohne den Segen ihrer Eltern.«

»Der nimmermehr zu hoffen war!«

»Und so handelt eine Tochter gegen ihre Eltern! —«

»Mutter und Vater wollten sie vermählen! Das ist nach streng jüdischer Sitte so viel, als seiner Tochter sich entäußern. Sie gehört nicht mehr ihren Eltern, sondern ihrem Ehemann, nur diesem ist Rebecca entflohen!«

»Und mit einem hübschen jungen Menschen davon gelaufen!«

»Es läßt sich auch anders sagen. Gabriel war durch Armuth, sie durch Geburt unter Menschen versetzt, zu denen sie nicht gehörten, die ein träges, armseliges Leben in engen schmutzigen Gassen dahin schleppten, und von nichts wußten, als von ihren Geschäften und Gesetzbüchern. Er war in dem neuen Glauben, in dem reicheren, freieren Leben der Israeliten auferzogen, und die Schätze der Künste und

Wissenschaften, zu denen wir uns endlich den Zugang gebahnt, lernte er in frühster Jugend kennen. Rebecca zeigte ein empfängliches Gemüth für diese neue Ideen, und er machte sie zur Proselytin; wir müssen uns das gefallen lassen, denn soll unsere Reform in's Leben greifen, so muß sie Proselyten machen.«

»Mein lieber Herr Doctor« rief — unwillig der Agent. »Ich weiß nicht wie Sie mir heut vorkommen. Sie vertheidigen Romanenideen.«

»Verzeihen Sie Herr Agent! Sie betrachten das Leben wie ein reicher Mann, der niemals Noth und Leiden kennen gelernt, und der in allem was über die ersten nächsten Bedingnisse hinausgeht, Thorheit und Schwärmerei erkennen will. Wer in Armuth und Abhängigkeit lebt, dem vergehen die Romanenideen, er ist auf das Nothwendigste angewiesen, und fühlt er höhere Bedürfnisse, so ist er wahrhaft edel. Was konnte Rebecca bewegen, Eltern, Heimath und Bräutigam zu verlassen, ihre Vergangenheit und Zukunft auf gleiche Weise zu verleugnen, wenn ihr ein solches Leben nicht in den Tod verhaßt geworden wäre, und sie sich nach einem besseren, edleren, frömmern wahrhaft und aufrichtig gesehnt hätte? Romane wird sie auch wohl schwerlich gelesen haben.«

»Aber ein Lehrer soll der Jugend ein Musterbild sein, und darf kein Mädchen wider ihrer Eltern Willen entführen.«

»Das ist ein Anderes! Freilich die Tugend eines Lehrers ist die Sorge für sein Fortkommen in der Welt. Er wird bezahlt, Kinder zu unterrichten und muß aufhören, Mensch zu sein. — Nachdem Gabriel seiner Rebecca das gelobte Land gezeigt, mußte er zu ihr sagen: Adieu, bleib in deiner Sklaverei, ich gehe meinen höheren Berufe entgegen. Du hast in meiner Armuth mich gepflegt und versorgt, jetzt habe ich ein gutes Auskommen und lasse dich sitzen. Dergleichen, Herr Agent, ist schon häufig vorgekommen! Wissen Sie was? Weil Gabriel eigentlich Rebecca der Anstellung halber hätte im Stiche lassen sollen, lassen Sie jetzt Beide im Stiche. Sagen Sie: einen solchen Lehrer können Sie an Ihrer Freischule nicht gebrauchen.«

»Sie sind empfindlich, für nichts und wieder nichts. Sagen Sie einmal, was soll ich thun?«

Der Doctor Seligmann rief hitzig: »Was Sie thun müssen, will ich Ihnen sagen. Anerkennen, daß unsre neu-israelitische Kirchenreform, weil sie aus einen neuen Volksleben hervorging, auch neue Lebenserscheinungen hervorbringen muß, daß Juden frei und selbstständig handeln dürfen, und Jüdinnen aufgehört haben Sklavinnen zu sein, und sich ihrem Berufe aus freier Ueberzeugung und Pflichtgefühl weihen. Wollen die reichen und vornehmen Beförderer unseres Gottesdienstes aber den, von ihnen abhängigen Volks- und Jugendlehrern vorschreiben, was Sitte ist, so

bin ich der erste, der wieder zum alten Ceremoniendienst zurückkehrt. Als Rabbiner werde ich schon wissen, sie im Zaum zu halten.«

»Ich habe nicht gesagt, daß Gabriel wirklich etwas Strafbares begangen.«

»Er hat nichts gethan, als wozu er die edelsten und schönsten Beweggründe gehabt. Er hat gehandelt wie ein Jüngling von Muth und Ueberzeugung, und hätte er anders gehandelt wäre er ein Schuft gewesen.«

»Warum kommt er denn nicht selber, ich bin ja sein Wohlthäter!«

»Beide warten nur darauf, Ihnen ihren Dank zu sagen, daß Sie sie glücklich gemacht.« Hiemit öffnete der Doctor die Thür und das junge Paar trat ein und küßte dem Agenten die Hand.

Es waren zierliche schlanke Gestalten, schön in aller Nationalität und Charakter der Juden. Man konnte sie nicht betrachten ohne mitzuempfinden, wie glücklich sich jeder im Besitz des anderen fühlen mußte.

»Hätte ich Euch gleich gesehen!« sprach der Agent; »so hätte ich meinen Aerger gespart, und Doctor Seligmann hätte nicht so zu schreien brauchen hier in meinem Kabinet.« Darauf eilte er zur Thür und rief: »Frau! Frau! komme einmal her.« Hier ist eine Lebenserscheinung

des jungen Israels. Eine Entführung unter koscheren Juden! Poesie im Volke Gottes! —

Erster Sabbat.

Gabriel und Rebecca fühlten sich in ihren neuen Verhältnissen überaus glücklich. Nicht alle ungewöhnlichen Handlungen haben stets eben so ungewöhnliche Folgen, oft gleichen sich die Mißverhältnisse bald wieder aus; die Lücken füllen, die Störungen ebnen sich wieder und alles ist verschmerzt und vergessen. Es ward Rebecca ein leichtes, ihre Eltern zu versöhnen, indem sie ihnen ihre gegenwärtige Lage als Gattin eines geachteten jungen Gelehrten in einer großen deutschen Residenz schilderte, die bei weitem dem Loose vorzuziehen war, zu welchem ihre Eltern sie bestimmt. Der Rabbi und die Rabbizin waren nicht so feste und entschiedene Charaktere, um dem Unvermeidlichen lange Widerstand zu bieten; es war einmal geschehen, und bei solchen Gelegenheiten sagt der Jude ganz richtig: »Gott hat es gewollt,« und findet sich in sein Schicksal. Ihren Hausfreunden, Nachbarn und Glaubensgenossen verschwiegen sie die Umstände, die ihnen nicht glimpflich genug dünkten, wie etwa, daß Gabriel dem neu-israelitischen Cultus anhing; und die günstigen vergrößerten sie um so mehr, so erhoben sie aus

eigner Macht Gabriel von einem Schullehrer zum Schuldirektor, machten aus einem Hausfreund des Agenten dessen Günstling, den er wie einen Sohn hielt und liebte, aus seinem Gehalt von vierhundert, tausend Thaler und was dergleichen kleinstädtische Uebertreibungen mehr sind, wo jeder seine Verhältnisse glänzender und großartiger schildert, und keiner dem anderen glaubt.

Der Agent, obgleich ein eifriger Beschützer des neuen Gottesdienstes, hing doch noch in manchen Stücken den alten Gebräuchen an. Nicht was das Beten anlangte. Im Gegentheil, die langen Morgen-, Mittags-, Abend-, Nacht-Neumonds-, Fest- und andern Gebete waren ihm Zeitverlust und bei seinen vielen und verwickelten Geschäften hielt er es für bequemer, sich auf den Sonnabendgottesdienst im Tempel zu beschränken und die deutschen Loblieder nach der Orgel zu singen. Seine Wirthschafe und Küche aber war streng nach den Gesetzen eingerichtet, welche der Talmud vorschreibt. Er hatte einmal den Ekel und Widerwillen gegen Schweinefleisch von Jugend auf, und sein Magen war zu alt geworden, um bei dem besten Willen mit den neueren Lehren und Ueberzeugungen Schritt halten zu können. Auch den Sabbat hielt er nicht streng, doch am Vorabend (und bei den Juden fängt der Tag mit dem Sonnenuntergang nicht mit der Mitternacht an) sah er gerne Gäste um sich.

Auch Gabriel und Rebecca waren eingeladen, und weil

ihre Entführungsgeschichte, die der Agent jedermann erzählte, Aufsehen gemacht, man auch begierig war, das schöne junge Ehepaar kennen zu lernen, welches so viel für einander gewagt hatte; fanden sich im Laufe des Abends ungewöhnlich viel Besuche ein. Bald verwandelte sich die Neugier, mit der man gekommen war, in Wohlwollen und Zuneigung, und je näher man das junge Ehepaar kennen lernte, um so mehr fühlte man sich geneigt, einen Schritt, den man anfänglich mit Achselzucken und Naserümpfen vernommen, zu billigen und zu rechtfertigen.

Den Damen und dem Agenten gefiel Gabriel besonders durch seine Begeisterung für die Weisheit und Poesie des Talmud's. »Es ist die national-jüdische Literatur« sagte er, »die sich durch eine orientalisch-glühende Religionsschwärmerei von der Literatur aller Völker auf merkwürdige Weise unterscheidet. Es ist eine unmodische veraltete Weisheit, deren Charakter aber »Heiligkeit« ist und es lohnte sich wohl der Mühe, ihr das gefällige elegante Kleid der Gegenwart anzulegen, um ihr Eintritt in unser geselliges Leben zu verschaffen.«

»Gott sei Dank daß ich einmal einen jungen Menschen so reden höre!« rief der Agent aus. »Es kommt einem alten Manne sehr sauer an, immer mit der Zeit fortzuschreiten und gar nicht einmal stille stehen und sich ausruhen zu können. Alle meine alten Gewohnheiten habe ich ablegen,

Alles, was ich in der Jugend gelernt habe, vergessen müssen. Darum hüte ich mich wohl eine neue Gewohnheit anzunehmen oder etwas Neues zu lernen. Ich könnte, Gott bewahre! noch eine neue Zeit erleben und stände wieder auf dem Flecke, wo ich heute stehe.«

»Es konnte nicht fehlen!« sagte der Doctor Seligmann, daß wir uns wieder zum Studium des Talmud zurückwenden mußten, das heißt, nicht um blind ihm zu gehorchen und zu glauben, sondern vielmehr um seinen Geist und seine Bedeutung zu erforschen und zu erklären. Daß wir uns von ihm wandten, geschah anfänglich wohl nur aus Uebereilung und Erbitterung gleichsam. Wir standen gewissermaßen in Opposition mit dem Rabbinismus, indem wir uns vom Ceremoniendienst lossagten und dieß machte uns ungerecht. Der neue Tempel entstand lediglich aus den Bedürfnissen der Cultur und Socialität. Der Jude war in seinem geselligen= und Geschäftsleben mit vornehmen Christen in Berührung gekommen, vor denen er, wo er eine kirchliche Handlung vorzunehmen hatte, seines unordentlichen und geschmacklosen Gottesdienstes sich nicht ferner schämen wollte. Der neue Gottesdienst war bequem, interessant, geschmackvoll. Geistreiche Prediger standen auf, denen selbst Christen mit Vergnügen zuhörten, allein es fehlten die religiösen, die nationalen Elemente. Letztere freilich wurden bei weitem weniger vermißt, weil heutigen Tages

jedermann den Cavalier spielen will. Anfänglich wollte man den neuen Tempelgottesdienst einen philosophischen nennen. Aber Religion und Philosophie können wohl freundschaftlichen Verkehr mit einander haben, doch nicht in Compagnie gehen. Herz und Geist zu einem Ganzen zu vereinigen, daß sie wechselseitig sich durchdringen, ist für den Weisen eine schwierige Aufgabe um wie viel schwieriger für ein Volk. Auch die Philosophie nahm einen so eigensinnigen und eigenthümlichen Charakter an, und beschäftigte sich so fleißig mit den Fragen des Christenthums, daß der Neu-Israelit diese Richtung wohl verlassen mußte, und seine Religion für eine kosmopolitische zu halten anfing. Nunmehr hat aber auch der Kosmopolitismus sich überlebt. Das junge Frankreich, das junge Deutschland und andere Völkerjugenden sind zu ihrer Geschichte zurückgekehrt. Das junge Israel auch, und findet jetzt in seinem Talmud einen Schatz von Weisheit, Rechtskunde, Geschichte, Poesie und religiöser Erbauung, daß er alle Hände voll zu thun hat, ihn zu heben, und immer mehr noch liegen lassen muß als es zu Tage fördern kann.«

»Bei allem dem aber, sagte Gabriel,« hat der neue Tempel, wenn er schon auf alle Tendenzen und Richtungen der Zeit sich einließ, doch seinen ursprünglichen Charakter beibehalten. Er opponirt immer noch dem Rabbinismus, aber freilich wie Geist der Form, wie Wissen der Buchstabenweisheit,

wie Ueberzeugung dem blinden Glauben. — Und doch sollte man die rabbinische Buchstabenweisheit, so unbedingt nicht schelten. Es steckt viel orientalischer Scharfsinn darin, sie ist voll sinnreicher Räthselspiele, und überraschender treffender Auflösungen, die sauberer und correkterer ausgedacht, und in einer gewandteren Sprache wiedergegeben, sicherlich ansprechen und erbauen werden. So zum Beispiel hat nach dem Pentateuch, Gott selber die zehn Gebote aufgeschrieben, folglich ist jeder Buchstabe heilig, und einer genauen Prüfung werth. Ueber dergleichen grübeln Talmudisten gern, und stellen ihre erbaulichen Räthsel auf. — Es steht geschrieben: ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlergehe, und du lange lebest auf Erden. Der Talmud aber fragt: »Wenn der Vater dem Sohn befiehlt: geh auf's Dach und bringe mir das Taubennest — der Sohn aber ausgleitet und sich todt fällt, so hat er seinen Vater geehrt, ohne lange auf Erden zu leben. — Es steht aber: ehre Vater und Mutter, und der Sohn hat die zärtlich besorgte Mutter nicht geehrt, indem er muthwillig, und für eine Kleinigkeit sein Leben Preis gab. — Soll also der Sohn die zärtliche Mutter mehr ehren, als den strengen Vater? — O nein! Denn wenn der Vater befiehlt, geh und opfre dein Leben für das Wohl deines Volkes, so soll der Sohn dem Befehl des Vaters gehorchen, und sich von den Einwänden der Mutter nicht irre machen lassen. — Aber wenn er den Vater ehrt, und sein

Leben opfert, so lebt er eben nicht lange auf Erden, wie ihm verheißen! — Ein langes Leben auf Erden, ist nur die Belohnung für den, der seine Eltern ehrt. Der Sohn hat mehr gethan, und sich für sein Volk geopfert; das kann die Erde nicht lohnen, wohl aber das Paradies, und die größere Belohnung begreift die kleinere in sich. — Soll man den Vater mehr ehren, als die Mutter, weil man für den Vater stirbt, für die Mutter lebt? — Die Weisheit die sich opfert, und die Weisheit, die sich selbst erhält, ist beides Weisheit.«

»Aber junger Mann« unterbrach ihn der Doctor Seligmann, »diese Weisheit ist eine willkührliche und steht nicht im Talmud.«

»Ich trage sie in dem G e i s t e und in der S p r a c h e der heutigen Zeit vor.«

»Sie lassen aber auch gar viel weg, was sich weder dem heutigen Geiste, noch der Sprache fügen möchte. Wie wollen Sie z. B. erklären, daß der Talmud behauptet, weil geschrieben steht: ehre Vater u n d Mutter, dieses »Und« sich auf den Lehrer beziehe, was doch ziemlich unsinnig herauskömmt.«

»Keineswegs!« wandte Gabriel ein. »Es ist Thatsache, woran ich erinnern muß, daß der Talmudist nicht den Begriff einer objectiven Wahrheit hat. Er personificirt die Wahrheit als Rabbi, der seine Weisheit unmittelbar von Gott empfängt. Wenn wir sagen: das wissenschaftlich Ermittelte ist Naturgesetz, ewige, von Gott bestimmte Weis-

heit, so sagt er: der Rabbi ist infallibel, er kann nicht irren, und man darf ihm nicht widersprechen. Wir müssen also das Wort Rabbi oder Lehrer, nach unserer heutigen Sprache und Denkweise, in Geist oder Wahrheit übersetzen und das Räthsel ist gelöst. Es steht: ehre Vater und Mutter, welches zwei selbstständige Personen sind. Der Vater kann befehlen: thue dieß; die Mutter: lasse dieß. Wo ist dein »Und« um beide zu ehren? — Nicht blinder Gehorsam ehrt Vater und Mutter, ehre sie in Geist und Wahrheit, das ist die Person des Rabbi. Vater und Mutter sind zwei selbstständige Personen, deren jede irren, die sich widersprechen können, wo aber dieß »Und« sie verbindet, wo sie in der Person des Rabbi zusammenfallen, also in der personificirten Wahrheit, da müssen sie Recht haben und können sich nicht widersprechen!«

Doctor Seligmann ließ dem jungen Commentator alle Gerechtigkeit widerfahren, und fand die Auslegung scharfsinnig und geistreich, nur meinte er: sie sei eine willkürliche Erfindung, keineswegs aus dem Talmud. Gabriel dagegen meinte, es ginge seinen Reden, wie einem Türken, dem man europäische Kleider anzieht, in denen man um so weniger ihn wieder erkennt, je alltäglicher er darin aussieht. — Die Damen indessen waren mit dieser populären Weisheit sehr zufrieden, wollten mehr davon hören, und baten sich sogar einige Fragen aus, um selber die Antworten darauf zu finden.

Eine derselben begann auch sogleich: Warum stände: damit es dir wohlergeht, und du lange lebest auf Erden? Es müßte heißen: damit es dir wohlergeht auf Erden, und du lange lebest, denn so lange man lebet, befindet man sich auf Erden.« Und sogleich auch antwortete eine andere: Das Erstere, damit es dir wohlergeht, bedeute: im Himmel und auf Erden; damit du lange lebest auf Erden aber könne nur als Belohnung der Kindesliebe angesehen werden, denn im Himmel lebt man ewig.

Doctor Seligmann aber sagte laut: »Sie sehen, was durch Ihre Behandlung aus dem Talmud wird — ein Gesellschaftsspiel.

»Wer weiß,« fragte Gabriel, »ob nicht Manches im Talmud seiner Zeit, und bevor es niedergeschrieben ward, ebenfalls nur ein erbaulicher, geselliger Zeitvertreib war?«

»Wenigstens Damen durften keinen Antheil daran nehmen,« bemerkte Doctor Seligmann ein wenig empfindlich. »Ihre Erklärung, mein Fräulein, macht Ihrem Witze alle Ehre, ich erlaube mir aber zu bemerken, daß sie nicht ganz richtig ist. »Auf Erden,« bedeutet so viel, als: in deinem elterlichen Erbe. Die Juden waren ein Ackerbau treibendes Volk, und Eltern hinterließen ihren Kindern hauptsächlich Aecker, Land, Erde. Dieß kömmt noch heutigen Tages in allen Testamenten vor. **Pro forma** muß jeder Jude, der testirt, seinen Kindern sechs Ellen Landes vermachen. Ich deute

also die Stelle: Ehre Vater und Mutter bei ihren Lebenszeiten, damit es, dereinst nach ihrem Tode, wo du ihnen nicht mehr zu Liebe und Willen sein kannst, dir wohlergehe und du lange lebest im Besitz ihrer Hinterlassenschaft. Und das mag wohl der einzige und richtige Sinn sein.«

Gabriel erwiederte hierauf lächelnd: »Mit aller Rücksicht vor meinem alten Freunde und meinem Vorgesetzten erlaube ich mir zu bemerken, daß diese Auslegung allerdings vortheilhaft für seine Gelehrsamkeit zeugt, aber doch keineswegs sich aus dem Talmud rechtfertigen läßt.«

»Das müßte seltsam zugehen!« rief Doctor Seligmann fast erschrocken.

Auch der Agent, der in seiner Jugend den Talmud fleißig studirt, wollte nichts von dieser Auslegung wissen. Um seiner Sache indessen gewiß zu sein, ließ er einen der sechzig Folio-Bänden aus seiner Bibliothek holen; der fragliche Abschnitt wurde aufgeschlagen, zum Leidwesen des Doctor Seligmann fand sich aber auch nicht das mindeste, was seine Ansicht wirklich rechtfertigen konnte, und er gerieth darüber in solche Bestürzung, und suchte mit einem Eifer, daß, sollte wirklich eine Stelle zu seiner Meinung ihm Anlaß gegeben haben, er sicher für den Augenblick unfähig war sie zu finden.

»Ich weiß nicht!« seufzte er endlich, »aber diese Meinung ist mir so wahrscheinlich, und ich habe sie mir der-

maßen angeeignet, daß ich schwören möchte, sie im Talmud gefunden zu haben. Jetzt sehe ich wohl ein, daß sie im Talmud gar nicht stehen kann.«

»Freilich!« sagte Rebecca, »der Talmud ist ein Wunderbuch, und wer darin liest, der lernt nicht nur was darin steht, sondern bekömmt so viel heilige und wunderbare Gedanken, daß er nicht mehr weiß, was er gelesen und was er geträumt hat. Weißt Du noch, Gabriel, wie Du ebenfalls Dich wundertest von allen Deinen jüdischen Mährchen, die Du aus dem Talmud entlehnt zu haben glaubtest, kaum eine Spur und einen Schatten wieder zu finden, weshalb Du manche gänzlich verwerfen wolltest.«

Als die Damen von jüdischen Mährchen hörten, drangen sie in Gabriel, eine Probe davon zu geben. Gabriel ließ sich nicht lange bitten, und bevorwortete nur, daß Mährchen unbedingt nöthig hätten, sich in modische und elegante Kleider zu werfen, um würdig befunden zu werden, in Damengesellschaft zu erscheinen, wohin sie in ihrer ursprünglichen Roheit und Nacktheit nicht gehören würden.

Er begann folgendermaßen:

Ein Abenteuer Alexander des Großen.

Alexander gelangte auf seinen Zügen nach Indien an einen Bach, dessen Gewässer so klar und krystallrein dahin

flossen, daß man deutlich den kleinsten Kiesel auf dem Grunde sah. Er bückte sich und trank, und fand das Wasser wohlschmeckender als alles, was er je genossen. Auch seine Krieger traten herzu, um ihren Durst zu löschen, und wie sie beim Schöpfen das Wasser bewegten, schwammen Fische herbei von besonderer Größe und Gestalt, ihre Schuppen schimmerten wie gediegenes Gold, sie sahen den Goldfischen ähnlich, welche man in Glasglocken schwimmen läßt, doch waren sie ungleich größer, denn ein einziger derselben schien hinreichend zehn Mann zu sättigen.

Alexander konnte der Begierde nicht widerstehen, sich einen solchen Fisch fangen zu lassen. Und dießmal kostete die Ausführung seines Befehls wenig Mühe, denn kaum hatten die Fischer eine Angel in das klare Wasser gesenkt, als alle Fische weit und breit herzuschwammen und sich über einander wälzten und drängten, daß keiner anbeißen konnte, weil jeder dem andern den Köder mißgönnte, und mit einem wahren Heißhunger ihn dem andern vor dem Munde wegzuschnappen bemüht war. Mit einem Male aber ließen sie alle ab von der Angel, zogen sich zurück und bildeten einen Kreis mitten im Bache, welches ein gar herrliches Schauspiel gewährte; denn den Kopf nach innen, den Schwanz nach außen, bildeten sie einen goldenen Flammenkranz inmitten des krystallnen Wassers, und regungslos verharrten sie in ihrer Stellung, als wünschten sie sich bewundert von

den zahlreichen Zuschauern an dem Ufer. Nur kleine Zeichen gab ein Fisch dem andern, welche der ganze goldne Kreis zu verstehen schien; endlich verließ ein großer und fetter Fisch seine Stelle, zeigte Bauch und Rücken, kehrte und wendete sich nach allen Seiten, und die übrigen Fische nickten mit ihren Köpfen, und gaben andere Zeichen schweigenden Einverständnisses; darauf schwammen sie aus einander, jeder dahin, woher er gekommen. Der große und fette Fisch aber verschluckte ungehindert den Köder an der Angel, und ward ans Land gezogen.

Alexander der Große, welcher seinen Wunsch jetzt befriedigt sah, wußte mit dem schönen Fisch nun nichts besseres anzufangen, als ihn schlachten und zubereiten zu lassen, um ihn zu verzehren. Der Fisch ließ sich mit musterhafter Geduld abschuppen, ausweiden, und erst, als man das Herz ihm ausnahm, schloß er zufrieden seine Augen.

Alexander kostete den Fisch, und fand ihn wohlschmeckender, als alle Leckerbissen, die er je genossen, während er die Welt eroberte. Er schwur, solch ein Leckerbissen sei nur eines königlichen Gaumens würdig, und verbot seinen Rittern bei Leib- und Lebensstrafe auch nur einen Bissen davon zu kosten. Hierauf ließ er seine Weisen kommen, um mit ihnen ein Tischgespräch zu führen und sie zu befragen, warum alle Theile der Welt, die er bereits erobert, ihm noch keinen solchen Leckerbissen geliefert?

Die Weisen erbaten sich eine kurze Bedenkzeit, setzten sich in einen Kreis und sannen und sannen, bis der große Alexander die Geduld verlor und ausrief: »Von Fischen mag ich es wohl leiden, wenn sie solch einen stillen goldenen Kreis bilden, aber meine Weisen sind weder goldbeschuppt, noch groß, noch fett, noch appetitlich, und überhaupt keine Leckerbissen; daher sollen sie sich auch nicht unterstehen, stumm zu sein.«

Thales, der älteste der Weisen, nahm hierauf das Wort und sprach: »Großer Alexander, Sohn des Jupiters, König der Erde! Wofern Du begehrst, daß ich über den Wohlgeschmack eines Fisches urtheile, ist es nothwendig, daß ich denselben koste.« Und Zeno bestätigte die Wahrheit dieses Ausspruches, indem er hinzufügte: »Gott würde nicht nöthig gehabt haben, Adam zu verbieten, vom Apfel zu essen, wenn Adam, ohne die Frucht der Erkenntniß zu kosten, gewußt hätte, wie sie schmecke. Und hätte Adam zu urtheilen gewußt, wie die Frucht der Erkenntniß schmeckt, ohne sie gekostet zu haben, so würde er kein Gelüste verspürt haben, sie zu schmecken.«

Alexander wandte ein: »Adam war nicht weise, bevor er von der Erkenntnißfrucht genossen, Ihr aber gebt Euch für Weise aus, folglich müßt Ihr mehr wissen, als Adam im Stande der Unschuld.« Worauf Bion entgegnete: »Wir trinken weder Essig, noch essen wir Galle, denn wir

wissen, daß jener sauer, diese bitter schmeckt; in Bezug auf diesen Fisch aber sind wir sieben Weise Griechenlands sämmtlich noch im Stande der Unschuld.«

Alexander war bei alle dem großmüthig, und weil er ohnehin sich bereits satt gegessen, stand er vom Tische auf und sprach: »Eure Weisheit geht, wie ich merke, nur nach einem guten Bissen, drum tretet näher und eßt!«

Die sieben Weisen Griechenlands ließen sich das nicht zweimal sagen, sie traten an den Tisch und kosteten zuerst mit der Zungenspitze; der erste sagte: »Hm!« Der zweite: »Ja!« Der dritte: »Freilich!« Der vierte: »Sonder Zweifel!« Der fünfte: »Versteht sich!« Und der sechste: »Hab' ich's nicht gedacht?« Der siebente aber sagte gar nichts, es war der Philosoph, welcher die Bewegung leugnete, und Alexander rief ihm zu: »So schlinge doch nicht so große Bissen hinter, denn weil Du die Bewegung leugnest, so weiß ich nicht, wie Du die Verdauung machen willst!«

Nachdem die Weisen sich dermaßen in ihrer Ansicht bestätigt, daß von dem Fische nur noch die Gräten übrig waren, erklärten sie Folgendes: »Großer Alexander! Sohn des Ammon! Der Fisch, den wir gegessen, war kein irdischer!«

»Ganz recht!« entgegnete Alexander, »er ward im Wasser gefangen.«

»Er war aus dem Paradiese,« sprach Demokrit, »woselbst er verdient, von den Frommen verspeist zu werden.

Dieß ist der Beruf jener goldenen Fische, die keine höhere Glückseligkeit kennen, als sich fangen und verspeisen zu lassen. Weil sie keine größere Glückseligkeit kennen, drängten sich alle zu der Angel, denn jeder dachte nur an sich und wünschte in seine Bestimmung einzugehen. Mit einer einzigen Angel aber konnten sie nicht alle gefangen werden; das sahen die klugen Fische ein. Zank und Hader sind im Paradies nicht heimisch, Neid und Mißgunst wohnen nicht in den Gefilden des Friedens. Die frommen Fische bildeten daher den schönen Flammenkreis, den wir so sehr bewundert, und beriethen sich sittsam und weise, was unter obwaltenden Umständen zu thun sei. Da schwamm der von uns so eben verspeiste Fisch aus dem Kreise, und gab sich als den größesten und fettesten unter seinen Mitfischen kund, der also die meisten und nächsten Ansprüche habe, sich verspeisen zu lassen und in seine Glückseligkeit einzugehen. Schweigend erkannten seine Mitbrüder die Bündigkeit seines Verlangens an, und nickten mit den Köpfen zum Zeichen ihrer Einwilligung, und zappelten mit dem Schwanz zum Zeichen ihres herzlich gemeinten Glückwunsches und ewigen Lebewohls. Sie schwammen hier und dort aus einander, mit inniger Beherzigung des Beispiels, welches ihr großer und fetter Mitbruder ihnen gegeben, und mit dem festen Vorsatze, dereinst ebenfalls durch Größe und Fettheit sich würdig zu machen, in ihre Glückseligkeit einzugehen.«

»Woran erkenne ich die Wahrheit dieses Spruchs?« fragte Alexander.

»Angenommen!« hub Zeno an, »daß es als ausgemacht zu betrachten ist, daß kein Fisch im Trocknen schwimmen kann, sondern nothwendig Wasser dazu haben muß, hier aber in diesem Wasser Paradies-Fische sich befinden, so glaube ich, vorausgesetzt, daß diese Fische hergeschwommen sind, weiter schließen zu dürfen, daß dieses Wasser mit den Gewässern des Paradieses zusammenhängt. Es fragt sich nun noch, mündet etwa dieser Bach sich im Paradiese, oder entspringt er aus demselben? Ich bin unmaßgeblich der letztern Meinung, weil dieses Wasser so rein und krystallhell ist, wie nur im Paradiese die Bäche sein mögen; die mit irdischen Gewässern sich noch nicht vermischt. Entspringt dieser Bach aber aus dem Paradiese, so hat man, um zu den Pforten des Paradieses zu gelangen, nur nöthig, längs den Ufern des Baches hinzuschreiten.«

»Geh' ich aber dahin oder dorthin?«

»Großer Alexander!« hub Thales an, der es sich nicht nehmen ließ, über sein Weltelement zu reden. »Nach dem Erachten aller Weltweisen, und allen menschlichen Beobachtungen zufolge, fließt kein Wasser bergan, sondern immer bergab. Weil nun die Mündung eines Flusses tiefer gelegen ist, als sein Ursprung, läuft jeglicher Fluß von seinem Ursprung nach seiner Mündung, keiner aber von seiner

Mündung nach seinem Ursprung. Du aber, Sohn des Jupiters, der Du den Quell des Flusses, nicht seine Mündung erreichen willst — laß dahin seine Wellen fließen, Du aber gehe dorthin!« —

Alexander ertheilte der Gründlichkeit seiner Weltweisen, die gebührenden Lobsprüche, und weil er ohnehin schon längst einmal willens war, das Paradies kennen zu lernen, nahm er die Gelegenheit wahr, dem langgehegten Wunsche zu genügen. Er folgte den Worten des Thales, ließ das Wasser abwärts fließen, und ging selber aufwärts, und wirklich sah er bald das sonnenhelle, smaragdgrüne Paradies, mit seinen lieblichen Gartenanlagen und Gewässern in einiger Entfernung liegen.

Das Paradies hat ein großes Flügelthor, und jeder Flügel ist von einem einzigen Diamant, klar wie der reinste Aether, daß man hindurchschaut, ohne zu wissen wie. Der große Alexander, welcher die Eigenschaften der diamantnen Thorflügel nicht kannte, lief mit dem Kopf dagegen, und stieß sich heftig. Er ward böse. »He! aufgemacht!« rief er. Und Abraham entgegnete von Innen: »Diese Thore erschließen sich keinem Lebenden.«

»Ihr scheint mir hier sehr gastfrei.«

»Wir sind's, gegen diejenigen, so fromm und rein auf Erden wandeln, und wir verzücken sie bisweilen im Geiste hieher.«

»Ich aber bin Alexander, der Sohn des Jupiter.«

»Nun denn! Was willst Du hier, da die ganze Erde Dein ist? Sieh, ich will Dich gern ehren, weil Du der große Alexander bist, doch fordre nicht den Eingang lebend hier!« —

»So gebt mir ein Andenken, was mich erinnert, daß ich bis zu den Pforten des Paradieses gelangte.«

Abraham reichte ihm einen Todtenkopf.

»Fürwahr!« sprach Alexander, »dieß ist ein herrliches Geschenk, und Eure Freigebigkeit ist nur mit Eurer Gastfreundschaft zu vergleichen.«

»Du hast ein Andenken begehrt! — Solch nackter Schädel aber mahnt am besten, des Paradieses eingedenk zu sein.«

»Genug!« rief Alexander, der anfing dieses Abenteuers überdrüssig zu werden, »ich nehme den Schädel mit mir, und werde ihn in meiner Schatzkammer bewahren, um sagen zu können, das Werthloseste, was ich aus allen vier Enden der Welt erbeutet, ist aus dem Paradiese.«

Er trat den Rückweg an, da ward der Schädel immer schwerer in seiner Hand, und als er bei seinen Kriegern anlangte, und ihn emporzeigen wollte, war er mit alle seiner Heldenkraft nicht im Stande ihn zu erheben. Ja, der Schädel entschlüpfte endlich seiner matten Hand, und fiel zu Boden.

»Hebt mir den Schädel auf!« befahl Alexander, denn er ist mir lieb! Ich habe der Schätze und Kleinode viel erbeutet, doch nimmer solch eine Armseligkeit. Ich weiß nicht, welches das Kostbarste meiner Kleinode ist, aber ich kann mich rühmen, das Schlechteste meiner Schatzkammer ist aus dem Paradiese.«

Auf seinen Befehl eilten die Krieger herbei, und wollten den Todtenkopf aufheben; doch ihre Mühe war fruchtlos, und seine Schwere spottete der vereinten Kräfte des ganzen Heeres.

»Sagt an!« fragte Alexander seine Weisen: »Welch eine Bewandniß hat es mit diesem Schädel, daß er sich nicht heben läßt.«

Die Weisen hatten keine Antwort.

Alexander aber rief den Archimedes herbei, welcher den Hebel erfunden und sich berühmte, damit die ganze Welt aus den Axen zu heben.

»Ich höre ungern solche Prahlereien« sagte Alexander, »denn die Welt ist bei alle dem eine Welt, und es macht mir Mühe genug, sie zu erobern. Kannst Du aber die ganze Welt aus ihren Axen heben, so schaffe mir wenigstens diesen Schädel heim in meine Schatzkammer.«

Archimedes holte seine längsten und stärksten Hebel. — Umsonst! Die längsten Hebel waren machtlos, und die stärksten brachen.

Da ergrimmte Alexander und schwur, nicht eher von der Stelle zu weichen, bis ermittelt sei, welche Bewandniß es mit dem Schädel habe.

Die Weisen seufzten und erklärten, die Frage sei zu schwer.

»Der Schädel ist aber auch zu schwer,« rief Alexander, »und ein leerer Kopf macht den sieben weisesten Köpfen Griechenlands so viel zu schaffen!«

Thales begann: »Großer Alexander! Ein hohler Schädel kann zwanzig vollen zu schaffen machen, und hundert Weise können ihr Leben lang nicht beantworten, was in einem Athem —« zu seinem Glücke schwieg er hier.

Archimedes aber, der reiflich nachgesonnen, fing laut an zu schreien: »Ich hab's, ich habe es!« und faßte seinen Kopf mit beiden Händen, als fürchtete er ihn zu verlieren. »Auch mein Kopf ist mir von allem Nachdenken so schwer, daß er mich umreißt.« Er fiel vorn über und rief: »Pardautz! da liege ich, und nun ist kein Hebel im Stande, mich und meinen Kopf zu heben.«

Alexander verlor jetzt alle Hoffnung, aus seinen Weisen etwas heraus zu bringen; sein einziger Trost blieb Aristoteles, und er beschloß, demselben zu schreiben und ihm sein Abenteuer zu melden.

Es verging lange Zeit, eh' der Bote eine so große

Reise vollendete, und mit dem Antwortschreiben des Aristoteles zurückkehrte. Der große Aristoteles hat sich dießmal kurz gefaßt; sein Schreiben lautete:

»Großer Alexander, des Aristoteles königlicher Zögling! Eine Hand voll Erde auf den Todtenkopf, und er wird zum Spielwerk einer jeglichen Hand.«

Sogleich wurde der Versuch angestellt und gelang; worüber der große Alexander solch eine Freude hatte, daß er mit dem Schädel Fangeball spielte.

»Mein König!« rief der Vorleser, den es verdroß, sich auf eine so lustige Art unterbrochen zu sehen, »Aristoteles sagt noch mehr.«

»Gut laß hören!«

»Gar mancher Schädel trotzt jeglicher Gewalt, und will sich dem Himmel und der Erde widersetzen, aber nur eine Hand voll Erde, und jeder Schädel ist ein Schädel.«

»Ei!« sagte Alexander, »mein weiser Erzieher giebt mir da eine gute Lehre, und augenblicklich würde ich sie beherzigen, hätte ich nicht über den Todtenkopf schon allzusehr meine Eroberungen versäumt! Auf nach Indien!«

Das Lager wurde abgebrochen, das Heer setzte sich in Bewegung, Alexander zog nach Indien, und kehrte nicht wieder.

Dieß Mährchen, und Gabriel's lebhafter Vortrag, hatten allgemein gefallen, nur der Doctor Seligmann stimmte nicht in die Lobsprüche ein, welche der Erzähler von allen Seiten einerntete, und weil Gabriel ihn um sein Urtheil bat, sprach jener bedenklich:

»Ich kenne den sinnreichen einfachen Stoff ihres Mährchens, dem Sie nicht etwa ein schlichtes Zeitgewand angezogen, sondern das Sie stutzerhaft, marktschreierisch herausgeputzt haben, daß man seinen früheren Charakter nicht wieder findet.«

Die Damen aber hatten Gabriel bereits in ihren Schutz genommen, und vertheidigten ihn gegen die Mißbilligung seines ehemaligen Lehrers, dessen Autorität er, wie sie meinten, bereits entwachsen sei.

Gabriel indessen, vielleicht um seinen Lehrer zu versöhnen, den diese letzte Bemerkung zu verdrießen schien, vielleicht aber auch, weil dessen Mißbilligung ihm von größerem Gewichte war, als die ihm zu Theil gewordenen Beifallsbezeigungen, versprach zum nächsten Sabbat eine echtjüdische Geschichte zu erzählen, die er gewiß national und charakteristisch finden sollte.

Doctor Seligmann entgegnete trocken: »Thun Sie es um meinetwillen ja nicht. Wer sich dem trocknen, ernsten Berufe eines Schullehrers widmet, darf sich seiner Phantasie, seinem Witz, und seiner Laune nicht häufig so ganz

überlassen. Die blaue Grütze will nicht munden, wenn man fetter Speisen gewohnt ist.« Und jetzt war Gabriel wirklich betreten. Er wußte nicht, welche Ursache sein alter Freund und Lehrer irgend haben könne, mit ihm zu zürnen, und einen unedlen Beweggrund, daß er ihm etwa die Aufmerksamkeit mißgönne, welche die Gesellschaft ihm erwies, wollte er ihm nicht beilegen.

Zweiter Sabbat.

Die Gesellschaft war nicht minder zahlreich wie am vorigen Sabbat, und Gabriel an sein geleistetes Versprechen erinnert, entledigte sich dessen auf folgende Weise:

Das Tollhaus.

Novelle.

Nathan sah seinen Vater emsig in großen Büchern lesen; und die edlen Züge des Greises, sein dichter, weißer Bart, flößten dem siebzehnjährigen Jünglinge Ehrfurcht ein. »Mein Vater!« begann er, »ich möchte weise sein, wie Du!«

Schwerlich hätte der Rabbi in seinen heiligen Studien sich stören lassen, aber sein Erstgeborner wars, der ihn anredete. Er entgegnete kurz: »Mein Sohn, geh' in's Tollhaus!«

»Du hast mich mißhört, mein Vater, ich möchte weise sein, wie Du!«

»Geh in's Tollhaus!«

»Wohl mag ich keine Aussicht haben, jemals weise zu werden, aber bin ich deshalb ein Tollhäusler?«

»Mein Sohn! du mußt in's Tollhaus.«

Dreimal hatte es der Rabbi gesagt. Einem Rabbi soll man gehorchen, einem Gelehrten soll man folgen, einen Vater soll man ehren, und Nathan, um sich nicht gegen Gesetz, Weisheit und Kindespflicht zu versündigen, mußte sich entschließen, ins Tollhaus zu gehen.

Jonas, der Aufseher, empfing den Sohn seines Rabbi mit Ehrfurcht und Freundlichkeit, und überhäufte ihn mit Fragen. »Wie geht es Euch? Was macht Ihr? Wie befindet sich der Rabbi? Was steht Euch zu Diensten? Was befiehlt Euer Vater? Welchen Ursachen verdanke ich die Ehre Eures Besuchs?«

Auf alle diese Fragen antwortete Nathan schlechthin: »Guter Jonas, auf ausdrücklichen Befehl meines Vaters soll ich ins Tollhaus gehen; da bin ich nun, um Dich zu bitten, mich unverzüglich einzusperren.«

Jonas zog ein bedenkliches Gesicht; sein steter Umgang mit Geisteskranken hatte ihn argwöhnisch gemacht, so daß

er überall Sinnesverwirrung wahrzunehmen glaubte. Nathan sah seine zweifelhaften Blicke und fragte: »Nun? Hast Du mich verstanden?«

Jonas schwieg noch immer.

»Hast Du gehört, was ich Dir bestellt?«

Jonas betrachtete ihn mit prüfenden Mienen.

»Wirst Du gehorchen?« rief Nathan, der die Geduld verlor; und jener hub an:

»Gotteswunder! Wie mannigfaltige Strafen giebt es doch, womit der hochgelobte Herr unsere Sünden heimsucht. Nathan! Ihr müßt doch ein gar guter Mensch sein, denn so lange ich meinen Posten bekleide, ist noch Niemand zu mir gekommen, und hat gesagt: Jonas ich bin toll! sperre mich ein. Wären alle Tolle so wie Ihr, da brauchte ich keine Knechte, keine Ketten, keine Schlösser, keine Riegel und Stangen, und es wäre eine Lust, Aufwärter zu sein. Eben darum kann es aber so schlimm auch nicht mit Euch stehen, denn Ihr wißt, was Euch fehlt, und zieht daraus die richtige Schlußfolge, daß Ihr hieher gehört. Aber, junger Mensch! thätet Ihr nicht besser, von Euren Einbildungen zu lassen? Denkt doch an Euren Vater, Eure Mutter, und bringt nicht solchen Kummer und Herzeleid über sie.«

»Unterstehst Du Dich, mich für toll zu halten?« fragte Nathan heftig. — »Solche Schmach thust Du mir, dem

Sohn Deines Rabbi an? Augenblicklich gehorche, wenn Dir dein Amt lieb ist, oder Du nicht selber als Tollhäusler eingesperrt sein willst.«

Diese stolzen Worte, sammt den zornigen Geberden, womit sie Nathan begleitete, bestärkten den armen Jonas nur in seiner vorgefaßten Meinung.» Stille, lieber junger Herr!« sagte er mit geheimnißvollen Mienen, »damit Euch meine Knechte nicht hören, das sind gar wilde und böse Menschen, und dulden nicht den mindesten Lärm in diesem Hause.«

Da erkannte Nathan, daß sein Jähzorn nur dazu diene, die Mißverständnisse zu vermehren; er mußte sich daher zur Mäßigung bequemen und erzählte Jonas, welche Worte er kurz zuvor mit seinem Vater gewechselt. »In der That!« fuhr er fort, »ich schäme mich meiner Heftigkeit, denn wie könnte ich von Dir auf's erste Wort Gehorsam verlangen, da ich meinem Vater, der doch viel glaubwürdiger ist, als ich, dreimal widersprach, eh' ich ihm gehorchte. Wie durfte ich mich überdem erzürnen, da ich hier bin, die Befehle meines Vaters zu überbringen, und wofern Du sie nicht verstehst, sie Dir zu erklären. Mein Vater aber durfte zürnen, denn er studirte heilige Bücher, da ich mit unnöthigen Fragen ihn dreimal unterbrach, und statt zu schelten, wie ich mit Dir, hat er mir sanftmüthiglich dreimal den gegebnen Befehl wieder-

holt. Wohlan, lieber Jonas, hier bin ich auf Befehl meines Vaters, dem ich blind gehorche, nicht aber, weil ich von Sinnen bin; vielmehr bin ich mir meines Verstandes so wohl bewußt, daß ich einsehe, wie derselbe nicht ausreicht, den erhabnen Geist meines Vaters zu ergründen.«

War Jonas vorhin nur betroffen, so gerieth er nunmehr völlig in Erstaunen, weil er eben den Jüngling, in dem er kurz zuvor einen Wahnsinnigen zu erblicken glaubte, jetzt so zusammenhängend und verständig reden hörte. Nathan weidete sich an seiner Verlegenheit, und fuhr selbstgefällig lächelnd fort: »Wie ich glaube, mein lieber Jonas, habe ich Dir jetzt eine vortheilhaftere Meinung von meinem gesunden Verstande beigebracht, dazu aber hätte es der Worte ja nicht bedurft. Warum hast Du meinen Puls nicht gefühlt, guter Jonas?«

Jonas machte Entschuldigungen.

»Fühle mir immer den Puls, guter Jonas!« lächelte Nathan,« denn nach meinen Worten darfst Du Dich nicht richten. Ich könnte jetzt einen lichten Augenblick haben, und die beste Weisheit, wenn man sie ohne Geschick und Behelf vorträgt, kann wie Unsinn klingen, während der Unsinn durch eine glänzende, bilderreiche Sprache aufgeputzt, wunder nach welch einer Weisheit klingt. Du weißt, ich habe für mein Alter schon so viel gelernt, daß ich allenfalls prächtige Redensarten zusam-

menstellen und sie einem Ungelehrten für Weisheit hingeben kann. Meine Worte also kannst du nicht beurtheilen; fühle daher meinen Puls, das hast Du gelernt, das ist Deines Amtes und das mußt Du verstehn.«

»Wenn ich nun sage, Ihr seid so vollkommen gesund am Geiste wie irgend ein Mensch es nur sein kann, seid Ihr alsdann zufrieden, oder was begehrt Ihr noch von mir?«

»Daß Du mich einsperrst und sitzen lässest, solange es mein Vater für gut erachtet — Was zögerst Du? Entweder ich bin bei Sinnen, so mußt Du den Befehlen gehorchen, die ich im Namen meines Vaters Dir auftrage, oder ich bin nicht bei Sinnen, so gehöre ich hieher, und Du würdest recht und gut thun, mich einzusperren!«

»Umgekehrt!« rief Jonas, »denn gesetzt, Ihr wäret nicht bei Sinnen, so müßte ich berücksichtigen, daß Ihr der Sohn meines Rabbi seid und dürfte Euch nicht, mir nichts, dir nichts einsperren, wie einen Lump und Bettler. Dieß wäre nicht nur für Euch, sondern für Eure ganze Familie eine Schmach und eine Schande. Da ich nun aber einsehe, wie gar mächtig Ihr Eures Geistes seid, kann ich unmöglich glauben, daß der weise Rabbi Jehuda seinen talentvollen, wohlunterrichteten Sohn in's Tollhaus schicken sollte. Ich glaube vielmehr, daß einer von Euch seinen Spaß mit mir treibt.«

»Also daran liegts?« fragte Nathan, »Du kannst meiner Botschaft keinen Glauben schenken.«

»Unmöglich!« versicherte Jonas.

»Ich will mir Mühe geben, diesen Glauben Dir einzuflößen; höre mir zu:

Geschichte des Abba Chilkia.

In Israel — so erzählt der Talmud — herrschte einst große Dürre, und alle Früchte des Feldes drohten zu welken; daher beschloß man zu dem weisen Abba Chilkia zu senden, damit er eine Fürbitte thue zu Gott um baldigen Regen. Denn Abba Chilkia war durch seine Frömmigkeit so wohlgefällig dem Herrn, daß alle seine Gebete Erhörung fanden. Er war ein Enkel des Chona Magol, der ein ebenso kräftiges Gebet hatte und der einen Kreis um sich zog, welchen er nicht eher verließ, als bis der Herr seiner Andacht Gehör geschenkt. — Zwei Männer wurden mit der Botschaft an Abba Chilkia beauftragt. Als sie anlangten, war er nicht daheim, und sie mußten ihn auf dem Felde suchen. Endlich trafen sie ihn, wie er mit Spaten und Hacke emsig wie ein Taglöhner arbeitete. — »Friede sei mit Euch!« sprachen die beiden Männer. Er dankte ihnen, kehrte ihnen aber sein Antlitz nicht zu und was sie ihm weiter auch sagten, ließ er unbeantwortet. — Als es Abend ward, nahm er Spaten und Hacke auf die eine Schulter, seinen Mantel

auf die andere und ging heim. Die beiden Männer folgten ihm. — Anfangs lag der Weg voll spitzer und scharfer Steine. Abba Chilkia ging barfuß und trug seine Schuhe in der Hand. Hierauf kamen sie an einen Teich, da zog er seine Schuhe an und watete hindurch. Endlich mußten sie sich durch Disteln und Dornhecken winden, da hob Abba Chilkia seine Gewänder auf und ritzte sich Beine und Schenkel blutig. — An der Thür seines Hauses kam ihm sein Weib herrlich geschmückt entgegen. Er ließ sie voran in's Haus treten, dann folgte er selbst; die beiden Männer ließ er hinterdrein gehen. Er setzte sich mit Weib und Kindern zu Tische, nöthigte aber die beiden Männer nicht, mit zu essen.

Nachdem er gegessen und gesegnet, nahm er sein Weib bei Seite und sprach: »Ich weiß, weßhalb diese Männer hier sind. Komm, laß uns auf's Dach unsers Hauses gehen und den lieben Gott um Regen bitten, der dem Lande Noth thut.«

Sie gingen auf das Dach ihres Hauses und Abba Chilkia stellte sich diesseits, sie jenseits und fingen an zu beten. Da sandte Gott ein kleines Wölkchen von der Seite, wo die Frau betete, und diesem Wölkchen folgten mehrere Wolken; zuletzt war der ganze Himmel voll schwarzer Regenwolken, und erst als der Regen so gewaltig niederströmte, daß auf dem Dache keines Bleibens mehr war, beschlossen

ste ihre Andacht und gingen hinab. Da fragte Abba Chilkia die beiden Männer: »Was ist Euer Begehr und weßhalb seid Ihr gekommen?«

Die Männer sagten: »Unsere Gelehrten haben uns gesendet, auf daß Ihr Gott um Regen bitten möget, welcher dem Lande Noth thut.«

»Gepriesen sei der Herr!« sagte Abba Chilkia, »denn er läßt in Strömen regnen, mein Gebet thut nicht Noth.«

»Wir wissen aber«, entgegneten die Männer, »daß es auf Euer Gebet regnet.«

»Mit nichten!« sagte Abba Chilkia; »denn ich habe mit meinem Weibe gemeinschaftlich gebetet, ich diesseits, sie jenseits, und die Wolken kamen von ihrer Seite.«

Die beiden Männer wollten dieß nicht glauben und sagten: »All was Ihr thut und redet, klingt so absonderlich und unerklärbar, daß wir uns wohl darüber wundern müssen.«

Abba Chilkia sprach: »Fraget, so werde ich Euch alles erklären.«

Die Männer fragten: »Warum verrichtet Ihr, als Weiser, Tagelöhnerarbeit?«

»Ich kann nicht stets bei meinen Büchern sitzen und muß mir bisweilen Bewegung machen. Diese Bewegung aber darf nicht zweck- und nutzlos sein.«

»Warum habt Ihr uns beim Gruße das Antlitz nicht zugewendet und alle unsere Fragen unbeantwortet gelassen?«

»Wenn ich Tagelöhnerarbeit verrichte, darf ich mich auf Gespräche nicht einlassen, und mein Angesicht gehört dem Werke an, das ich schaffe.«

»Warum nahmt Ihr den Mantel auf diese, Spaten und Hacke aber auf die andre Schulter, da die schweren Geräthe Euch minder gedrückt haben würden, hättet Ihr sie auf dem Mantel getragen?«

»All was ich habe, betrachte ich wie von Gott mir geliehen, der mir nur soviel schenkt, als ich eben gebrauche. Alles übrige gehört den Armen, denn ich gebrauche nur soviel der nothdürftige Theil eines Armen ausmacht. Ein Mantel, der mir geliehen ist, darf wohl von mir getragen werden, ich darf aber nichts auf demselben tragen, denn dazu ist er mir nicht geliehen.«

»Warum habt Ihr auf steinigem Wege die Schuhe in der Hand getragen und sie angezogen, um durch's Wasser zu waten?«

»Die Steine, die im Wege lagen, konnte ich sehen und mich bewahren, das Wasser aber war trübe, und ich mußte befürchten, daß etwas auf dem Grunde läge, was mich verwunden könnte.«

»Warum dann hobt Ihr die Kleider auf, um durch

Dornen und Nesseln zu schreiten, und ritztet Eure Beine blutig?«

»Meine Kleider hat, wie gesagt, Gott mir nur geliehen, meine Beine hat er mir geschenkt, sie sind mein Eigenthum, und ritze ich sie blutig, so heilen sie von selbst wieder; nicht so meine Kleider.«

»Warum ist Euer Weib aber so herrlich geschmückt, da heute weder Sabbat noch Festtag ist?«

»Nicht umsonst haben die Evatöchter den Trieb, sich zu schmücken, und der ärmste Bettler soll einem guten Weibe in dieser Lust willfahren, damit sie strebe, ihm zu gefallen, und er Geschmack an ihr' und nicht an andern Weibern finde.«

»Warum ließt Ihr Euer Weib vorangehen, uns aber hinterdrein?«

»Ich kenne mein Weib, aber nicht Euch. Mein Weib ist schön. Ich weiß aber nicht, ob Ihr keusch seid, darum solltet Ihr meinem Weibe nicht allzu nahe kommen.«

»Warum habt Ihr uns nicht eingeladen, an Euerm Mahle Theil zu nehmen, wie es die Gastfreundschaft mit sich bringt?«

»Ich hatte, wie Ihr gesehen habt, nur wenig Brod.«

»Das haben wir gesehen, aber die Höflichkeit hätte erfordert, daß Ihr uns einludet, wir aber dankten.«

»Ich rede nichts, wobei nicht mein Herz ist.«

»Warum verleugnet Ihr, daß es auf Euer Gebet regnet?«

»Wahrlich! die Wolken kamen von Seiten meines Weibes. Das aber macht der viele Segen, den sie von Hungrigen und Durstigen empfängt, denn während ich für meine Seele sorge und studire, vertheilt sie Brod und Allmosen. Unsere Nachbarn auch sind große Schalke, und weil mein Weib schön ist und sauber einhergeht, beneiden sie sie und wünschen ihr alles Unheil. Sie aber betet zu dem Allmächtigen, daß die Nachbarn ablassen mögen von bösen Werken, wo nicht, daß seine Barmherzigkeit ihnen vergebe.«

Als dies die beiden Männer hörten, sprachen sie unter einander: »Wahrlich! Abba Chilkia ist weise und glücklich und was er thut und spricht, ist gut und klug. Weil aber seine Zwecke unsern blinden Augen verborgen sind, dürfen wir seine Handlungen nicht nach unsern Eingebungen beurtheilen wollen, oder sie thöricht nennen, weil wir es nicht besser verstehn: vielmehr wäre es sowohl ruchlos wie lachenswerth, die Eingebungen eines Weisen für Thorheit zu erklären.«

»Meine Geschichte ist aus!« fügte Nathan hinzu. »Nun Jonas! wie hat Dir die Nutzanwendung gefallen? Ist es nicht ruchlos und lachenswerth, die Eingebungen eines Weisen für Thorheit zu erachten?«

»Freilich!« rief Jonas; »dies wäre ja die ärgste Tollheit, die es gibt; denn jeder Wahnsinnige, sei es noch so arg mit ihm, verräth immer noch ein Fünkchen Menschenverstand. Wer sich eingebildet, König zu sein, setzt sich eine Krone auf, wie dem Könige gebührt. Wer sich einbildet, von Glas zu sein, fürchtet sich, zerbrechen zu können, denn Glas ist zerbrechlich. Wer sich einbildet, Astrolog zu sein, will nach den Sternen gucken und zieht Winkel und Kreise. In allem dem liegt noch Zusammenhang und Sinn. Wer aber die Eingebungen eines Weisen für Thorheit erklärt, der begeht einen so völligen Unsinn, wider allen Zusammenhang und Wahrscheinlichkeit, daß nicht einmal ein Tollhäusler auf dergleichen verfallen kann.«

»Wohlan denn, Jonas!« sagte Nathan, »auch mein Vater ist ein Weiser und spricht und handelt aus göttlicher Eingebung. Er sendet mich zu Dir, auf daß Du mich in's Tollhaus sperrest; hüte Dich daher, diesen seinen ausdrücklichen Willen für eine Unwahrscheinlichkeit zu halten, damit Du es nicht nach Deinen eignen Worten ärger treibst, als irgend einer Deiner Kranken.«

Jonas sah sich in seinen eigenen Worten gefangen. »Gewiß«, sagte er, »ist der Rabbi, Euer Vater, weise. Ich aber will wenigstens zu ihm schicken und fragen lassen, was sein Wille sei?«

»Hast Du einen Boten, den Du für glaubwürdiger hältst als mich?«

»So gehe ich selbst.«

»Das, Jonas, wäre eben so sündlich, denn der Talmud lehrt: den Worten eines Rabbi soll man nicht nur glauben, wie sie aus seinem Munde gehen, sondern auch, wenn andere glaubwürdige Personen sie berichten.«

Dem armen Jonas schwindelte der Kopf von all der Weisheit. »Kommt in Gottes Namen«, rief er, »ich will Euch einsperren. Gott allein hat sich das Gericht vorbehalten. Ging's nach Rechten, so dürfte ich Euch nicht einsperren, vielmehr solltet Ihr« — — »mich einsperren,« wollte er sagen, verdrießlich aber schüttelte er den Kopf, zuckte die Achseln und rief: »So kommt endlich, damit ich mein Bischen Verstand nicht vollends einbüße, und meinem eignen Tollhaus verfalle.«

Die Geschichte des Abba Chilkia hatte als echt talmudisch und jüdisch originell sehr angesprochen.

»Es ist eine so merkwürdige Lustigkeit in dieser Composition« sagte Doctor Seligmann, »Abba Chilkia sorgt so übertrieben beharrlich für seine Seele, daß er alles Unnütze, alles Ueberflüssige, was in dem leichten und heiteren Leben zwischen dem Wahren und Nützlichen mit un-

terläuft, so mährchenhaft vermeidet. Sogar das Speisen der Hungrigen und Laben der Durstigen überläßt er seiner Frau; nicht weil er es für überflüssig hält, denn er darbt sich selber alles bis auf das Unentbehrlichste ab. Er kann indessen schon anderweitig für seine Seele sorgen. Schön aber ist, daß er seiner Gattin den Vorzug einräumt, ihr Gebet sei dem Herrn angenehmer als das seine, und zwar der Wohlthaten halber, die sie übt. Durch Studium erzwingt man sich die Liebe Gottes, dem Wohlthätigen schenkt der liebe Gott sein Wohlgefallen aus eignem göttlichen Triebe.«

»Ich finde eine Unwahrscheinlichkeit in diesem Mährchen!« nahm der Agent das Wort. Abba Chilkia sagt: Ich rede nichts, wobei mein Herz nicht wäre, und doch fragt er die Männer: Was ist Euer Begehr und weshalb seid Ihr gekommen? Allein er wußte weshalb sie gekommen, hatte es seiner Frau gesagt und es regnete schon, da er also fragte.«

Gabriel erwiderte: »Es ist wohl so zu verstehen! Weshalb seid Ihr gekommen? Seht da! Es regnet schon. Was ist Euer Begehr! doch nicht hier müssig zu sitzen? Ich habe keine Zeit mit Euch zu verlieren. Als sie jedoch verschiedene Fragen an ihn in Bereitschaft hatten, mußte er als Rabbi ihnen antworten. Diese Pflicht konnte

er nicht wie die, Wohlthätigkeit zu üben, seinem Weibe überlassen. Die geistige Erquickung mußte er selber verabreichen!«

»In Ihnen steckt ein Talmudist,« sprach der Doctor zu Gabriel, »Sie antworten sehr scharf und correkt.«

Weil es schon spät war, versprach Gabriel die Abenteuer Nathans im Tollhause das nächste Mal zu berichten.

Dritter Sabbat.

Gabriel fuhr also in seiner Erzählung fort:

Sie gingen nach dem Hinterhause, erstiegen daselbst eine Treppe, durchschritten einen Vorsaal und erreichten das verhängnißvolle eiserne Gitter. Jonas schloß auf und der feste Gang, den sie betraten, hatte nur drei Kammern, welche mit den Numern eins, zwei und drei bezeichnet waren.

»Ich thäte am besten, Euch Numer eins zu geben,« sagte Jonas, »da aber sitzt eine verrückte Weibsperson bereits dreißig Jahre. Es ist die älteste Kranke im Hause, und nehme ich ihr das Zimmer, so könnte sie Euch mehr Unruhe machen, als Ihr Bequemlichkeit darin findet. So muß ich Euch denn Numer zwei geben, obgleich Ihr einen gefährlichen Nachbar Wand an Wand habt, einen Rasendtollen, der schon mehrmal ausgebrochen ist. Jetzt aber habt Ihr nichts zu fürchten. Die zwei Centner Eisen, die er am Leibe hat, werden ihn schon festhalten.

Während Jonas das Zimmer Numer zwei aufschloß, öffnete sich die Thüre Numer eins und ein kleines altes Weib, seltsam geschmückt, trat mit gezierten Schritten und auf lächerliche Weise sich drehend, auf Jonas zu, machte einen tiefen Knix und sprach: »Gott grüße Sie, Herr Jonas! Wer ist dieser feine junge Herr? Ein Doktor?«

»Nein!« sagte Jonas.

»Ein Fremder, der die Anstalt besieht?«

»Nein!«

»Also auch ein Kranker — ah! so!« — Sie machte einen eben so tiefen Knix vor Nathan und sprach: »Es freut mich, daß ich die Ehre habe, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich werde das Meinige thun, Ihnen den Aufenthalt hierselbst so angenehm wie möglich zu machen.«

Nathan lachte und Jonas rief: »Stille, Liebisch! Kannst Du denn keinen Augenblick vernünftig sein?«

»Vernünftig?« wiederholte sie. »Ich habe doch noch Lebensart, aber dieser neue Kranke ist in seinem Wahnsinn so verbauert, daß er nicht einmal zu antworten weiß. Die Ehre ist ganz auf meiner Seite, oder ich werde Ihre Güte dankbar erwidern.«

Jonas öffnete die Thür ihrer Zelle und rief: »Marsch! auf Dein Zimmer!«

Liebisch machte wieder einen Knix: »Bitte, Herr Jonas, spazieren Sie doch voraus. Ich gehöre hier zu Hause.«

Jonas packte sie unsanft beim Arme, schob sie ins Zimmer, warf die Thüre zu und schloß ab.

»Herr Jonas! Herr Jonas!« rief sie von Innen.

»Was willst Du noch?«

»Sagen Sie mir nicht Adieu?«

»Adieu ins Teufels Namen!« schrie Jonas verdrießlich. Sie aber entgegnete äußerst höflich: »Adieu, besuchen Sie mich bald wieder. Ich schätze mir Ihre Gegenwart zur großen Ehre! Entschuldigen Sie nur, daß ich Ihnen nichts vorsetze. In diesem Hause ist leider! nicht viel Gutes zu haben.«

»Sie ist ganz unschädlich!« wandte sich Jonas zu Nathan, »und thut Niemandem etwas zu Leide, was Ihr schon daraus sehen könnt, daß ich sie frei auf diesem Gange herumgehen lasse. Nur Euretwillen schließe ich sie ein. Eure Thür aber lasse ich offen, damit Ihr nach Belieben auf dem Gange herumgehen könnt.«

Nathan betrat sein Zimmer und auf Jonas Frage, was wünscht Ihr zum Abendbrod, antwortete er gleichgültig: »Nichts anderes, als jeder hier erhält.«

Das Abendessen bestand in einer dünnen Hafersuppe und etwas Brod. Nathan ließ sich die schlechte Kost gefallen. Jonas hatte Mitleid mit ihm. »Ihr seid es zu Hause besser gewohnt,« sagte er. Nathan zuckte die Achseln. »Be-

dürft Ihr sonst noch was?« Nathan verneinte und Jonas ging, indem er eine gute Nacht wünschte.

Nathan hörte ihn das Gitter schließen. Jetzt erst fiel ihm bei, daß er allein zwischen zwei Narren, kaum durch dünne Wände, die leicht und locker genug waren, um jeden Laut hindurchzulassen, von ihnen geschieden, die Nacht zubringen mußte.

Es begann zu dunkeln und mit der zunehmenden Dämmerung wuchs Nathans Unruhe. Er fürchtete sich, die Nacht einsam, ohne Licht, unter Rasenden zubringen zu müssen und wollte schon ans Gitter treten und rufen, als ihm beifiel, daß es galt, eine Prüfung, der ihn sein Vater unterworfen, mannhaft und tadellos zu bestehen. »Was fürchte ich mich,« sprach er zu sich selbst. »Die Närrin ist unschädlich und der Rasende liegt an Ketten, die keine menschliche Kraft zu brechen vermag. Licht kommt höchstens meiner Furchsamkeit zu Statten, doch kann es keine Gefahr entfernen und kein Unheil verhüten. Mein Geist aber lehrt mich, daß ich in Gottes Hand bin und daß mein zärtlicher und weiser Vater wohl meine Standhaftigkeit prüfen, aber nicht wehrlos mich einer Gefahr preis geben wird. Darum will ich getrost dem innern Lichte mich anvertrauen, welches kostbarer und sicherer leuchtet als Kerzenlicht.« So dachte er, ließ sich auf den Stuhl nieder, den einzigen in

seiner Zelle, stützte Kopf und Ellenbogen auf den schlechten hölzernen Tisch und fuhr also fort: »Wie unglücklich sind die Wahnsinnigen. Dem Siechen weihen wir Pflege und Sorgfalt, den Blinden führen, den Lahmen unterstützen wir und jedem Gebrechen, jedem Leiden begegnen wir mit Theilnahme und Hülfe, nur der Wahnsinnige flößt uns Furcht und Schrecken ein. Man beraubt ihn der Freiheit, legt ihn in Ketten, entzieht ihm die Nahrung und züchtigt ihn für seine schuldlosen Vergehungen.«

Es war völlig Nacht. Allein der Mond ging auf und sein volles Licht fiel in Nathans Fenster, der sich dessen freute und andächtig sprach: »Gelobet seiest du, Herr! der das große und das kleine Licht gemacht.« Aber derselbe Vollmond erhellte auch die andern Zellen und die Wahnsinnigen fingen an sich zu regen und unruhig zu werden, sei es, daß sie das magisch-bleiche Mondenlicht nicht vertragen, oder dieses Gestirn in der That einen geheimnißvollen Einfluß übt, den unsere Weltweisen noch nicht zu ergründen vermochten. — Zuerst begann der Wüthende mit seinen Ketten zu klirren und dazu seufzte er mit melancholischer Baßstimme: »Weh! weh! meine Ketten, o weh diese Ketten!« Es mißfiel Nathan, daß er sich über seine Ketten zu beklagen anfing, weil er schon mehrmal aller Vorsicht zum Trotz sich befreit hatte! — Jetzt begann aber auch Liebisch mit gellender Stimme zu singen, tanzte wild in

ihrer Zelle herum und dazwischen jauchzte sie hell auf und klatschte in die Hände.

So inmitten zwischen rasender Lustigkeit und dumpfem Wuthgebrülle vermochte Nathan nicht länger seine Fassung zu behaupten; und die Angst bemächtigte sich seiner dermaßen, daß er laut weinend sich auf sein Lager warf und einmal über das andere ausrief: »O Vater! mein Vater! warum hast Du mich hieher gesandt?«

Da hörte mit einem Mal der Wüthende auf zu klagen und rief mit tiefer Stimme: »Liebisch! Liebisch!« Und Liebisch hörte auf zu singen und fragte zärtlich: »Was willst Du, mein Manasse!«

»O Liebisch! wie dauert mich der Narr auf Numer zwei. Höre den Armen, wie er weint und heult. — Ich unter meinen centnerschweren Ketten ächze und stöhne doch nur. Er aber weint und heult; folglich muß ein Unglück auf ihm lasten, welches schwerer wiegt als zwei Centner Eisen.«

Als Nathan dies hörte, ward er aufmerksam. »Es ist erstaunlich,« dachte er, »daß der menschliche Geist die eigentliche Natur, welche Gott ihm gab nicht verläugnen kann und selbst der Wahnsinn in seiner Aufregung und Verwirrung die glücklichsten Einfälle zu Tage bringt.«

Sein Erstaunen aber mehrte sich, da Liebisch erwiderte:

»O Manasse! Du irrst, dieser Narr, unser gemeinschaftlicher Nachbar, ist nicht unglücklich.«

»So ist er sehr krank.«

»Im Gegentheil, mein theurer Manasse, er ist gesund und wohl!«

»Woher denn geberdet er sich so kläglich?

»Woher! mein scharfsinniger Freund? Erräthst Du es nicht? Woher? Weil er ein Narr, ein Tollhäusler ist.«

»Wahrlich!« dachte Nathan, »dies Weib hat Recht und giebt eine gute Lehre. Mein Benehmen ist nicht das eines Verständigen.«

»Horch, Liebisch!« fuhr Manasse fort, »der Narr ist jetzt ganz stille.«

»Das ist er, Manasse! Vermuthlich hat er unser Zwiegespräch gehört, und die Weisheit unserer Worte hat ihn gerührt.«

»Wenn das ist,« meinte Manasse, »so ist wohl noch Hoffnung, daß er sich wieder bessere.«

»Das denk' ich auch! Wie wär's, wenn wir ihn wieder gesund machten!«

»Wie fangen wir das an?«

»Ich will zu ihm gehen und mit ihm reden.«

»Ach, Liebisch! wie vermagst Du das, Du bist ja eingeschlossen?«

»Possen!« entgegnete sie, »Weise wie Liebisch und Manasse fragen nicht nach Schloß und Riegel.«

»Wie gut,« dachte Nathan, »daß Jonas sie eingeschlossen, sie käme sonst wahrlich zu mir ins Zimmer.« Er wollte aber seinen Ohren nicht trauen, als er hörte, wie Liebisch nach einigem Rütteln und Rücken die Thüre aus den Angeln hob und hinaus auf den Gang trat. Er hatte noch so viel Besinnung, rasch von seinem Lager aufzuspringen und nach der Thür zu eilen; aber der Schlüssel steckte draußen und innerhalb befanden sich weder Schloß noch Riegel. Liebisch hatte die Klinke ergriffen, öffnete mit überlegner Kraft und trat ein, indem sie ein gellendes Gelächter ausstieß.

Da stand das kleine, dürre Weibchen im Mondlicht vor ihm, in altväterischer Tracht, mit zuckenden Gesichtsmuskeln und unheimlicher Bewegung, wie ein Gespenst.

»Armer, junger Mensch!« — begann sie — »bist Du denn dermaßen aller fünf Sinne beraubt, daß Du Dir einbildest, Liebisch durch Schloß und Riegel oder durch Menschenkraft zu halten?«

»Wie vermagst Du, verschlossene Thüren zu öffnen?« fragte Nathan tonlos.

Sie lächelte mitleidig. »Blödsinniger Knabe! Du begreifst also nicht, daß man eine Thür und wäre sie zehnfach verschlossen, aus den Angeln heben kann?«

»Soll ich einmal meine Ketten abschütteln?« brüllte Manasse.

»So seid Ihr Menschen,« fuhr Liebisch verächtlich fort, »die Ihr Euch die Verständigen nennt. Die Schlösser befestiget Ihr an der Klinke.«

»Wo soll man sie denn anbringen?« fragte Nathan ängstlich.

»Wo? Dummkopf! Wo? An der Angel. Kannst Du eine Thür öffnen, deren Angeln unbeweglich sind und fest geschlossen?«

»Aber,« wendete Nathan ein, »dahin concentrirt sich die Kraft, indem ich die Thüre öffne; und das stärkste Schloß würde augenblicklich brechen.«

»Schuldloser, unerfahrener Jüngling!« hohnlächelte Liebisch, »Dein Geist gleicht einem eingefahrnen Karrengaul, der keinen Muth mehr hat, das vorgezeichnete Geleise zu lassen. Du kannst mich nicht verstehn; denn Du hast nie gewagt auf eigene Hand klug zu sein. Du hast keinen Muth, aus eignem Antriebe zu handeln und kein Herz, etwas zu wagen, worüber verständige Menschen den Kopf schütteln. Weiche von hinnen! Denn Dein Beruf ist das Tollhaus nicht. Du wirst die Weihe hohen Wahnsinns nie empfangen, Du bist nur hier, weil es Dein Vater so gewollt.«

»Weib! Um Gottes willen! wer hat Dir das gesagt?«

rief Nathan, und hatte ganz vergessen, was er selber laut geklagt. —

Liebisch streckte wild den Zeigefinger aus und schrie: »Der Mond da, der mir alles sagt.«

Sie bemerkte Nathans Schrecken und fuhr fort: »Ja, ja! Dein Vater hat Dich hergeschickt, und ich weiß noch mehr, ich weiß weshalb!«

»Weshalb denn?«

»Du sollst lernen, auf eigne Hand klug zu sein.«

»Und wie fange ich das an, auf eigne Hand klug zu sein?

»Thu, was Dir einfällt, sprich, was Dir auf die Zunge kommt, und laß die Leute lachen und die Köpfe schütteln, denn es ist eine Seligkeit, auf eigne Hand klug zu sein. Oeffne keine Thür bei der Klinke, sondern stets bei der Angel. Wenn andere Leute gehen, mußt Du tanzen, wenn sie lachen, mußt Du weinen, wenn Essenszeit ist, leg Dich schlafen, wenn das Abendbrod aufgetragen wird, frühstücke. Sag, schwarz sei weiß; der Regen mache trocken und die Sonne naß. Aber bei Tage stecke Deine Laterne an und sage, die Welt ist aschgrau, denn aschgraue Regenwürmer sind spiegelglatt und schlüpfrig, wenn sie mit blutigen Kinderköpfen abgekocht werden, und das gibt Dir Dein Herz ein.«

»Barmherziger Gott!« rief Nathan, »ich werde wahnsinnig, wenn ich dem Weibe länger zuhöre.«

»Heißa!« jauchzte Libisch, »wird es Licht in Dir? Fasse Muth, springe, jauchze, tanze wie ich. Das ist Glück! das ist Seligkeit!« — Plötzlich stockte sie und ward ernst und flüsterte: »Hör'! ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen, aber still! Finger auf den Mund! — Hör' zu! Ich bin nicht toll! Die Menschen sind's, aber ich kann sie nicht alle binden, denn es fehlt mir an Stricken. Darum bin ich eingesperrt, denn ich bin klug und gebe nach! — Hier ist gar kein Tollhaus! Weißt Du, wo das Tollhaus ist? Da draußen ist's, ein Tollhaus — da draußen wurde geraset, so lange die Welt steht. Da draußen beteten sie das goldene Kalb an, da draußen beschworen sie die Sündfluth über sich, da draußen empörte sich die Rotte Korah, da draußen ward der Tempel zerstört. — Ist es nicht Tollheit, sein Gesicht zu entstellen, um zu sagen, ich bin schön? Nur die Sünde hat das scheußlichste Gesicht und die schönsten Weiber entstellen sich durch Sünde und blicken verächtlich auf ihre häßlichen Mitschwestern und sagen: sie sind nicht schön genug zur Sünde. — Hier aber ist der Tempel der Keuschheit! — Hier ist der Tempel der Wahrheit! — Ist es nicht Tollheit, Gäste zu bitten, wenn man selber hungert und durstet? — Nun draußen bitten sie Gäste und setzen ihnen die kostbarsten Gottesgaben vor, nicht um sie

zu erfreuen und zu laben, nein, um Neid und Abgunst zu erregen, und hungern Monate lang, um solch eines Festes willen und müssen doch am Ende als arme Betrüger sich entlarven. — O junger Mensch!« fuhr sie kläglich fort, »glaube mir, ich hatte ganze Schränke voll sammetner und seidner Kleider, aber die Mäuse kamen und fraßen sie auf. Ich hatte ganze Böden voll Korn, aber der Wurm kam hinein und es verdarb. Ich hatte über zwanzig Liebhaber und keiner hat mich geheirathet; ich hatte Freunde und Freundinnen, Diener und Mägde, aber es waren Spitzbuben und Betrüger; sie stahlen mir mein Gold- und Silberzeug und wurden gehängt. — Und warum mir das Alles? Kann das Zicklein dafür, daß das Kätzlein es kratzt? — Hätte das Kätzlein aber nicht gekratzt, so hätte das Hündlein auch nicht gebissen und das Stöcklein auch nicht geschlagen, der Todesengel hätte nicht gewürgt und Gott hätte den Todesengel nicht gestraft. — Ich armes, unschuldiges, gekratztes Zicklein! Was kann ich dafür?« — Hier brach Liebisch in lautes Weinen aus, und Manasse regte sich wieder und sang in kräftigem Baß:

„Ein Zickelein,
Was hat gekauft mein Väterlein
Um zwei Pfenniglein,
Ein Zickelein! Ein Zickelein!“ *)

*) Ein jüdischer Passahfestgesang.

Es schien als hätten beide Wahnsinnige ihre Gemüthsart vertauscht. Liebisch zog sich weinend und klagend auf ihr Zimmer zurück.

» Meine seidenen Kleider! « schluchzte sie, » mein Geld! mein Korn! mein Silberzeug! O die falschen Freunde, die Spitzbuben, die mir Alles geraubt und mich hier gefangen halten. Gott! Gott! steh' auf in Deinem Zorn und strafe sie und räche die arme betrogene Jungfer! das arme, gekratzte Zicklein! «

Manasse fuhr fort, mit lauter Stimme zu singen und sich mit Kettengeklirr zu begleiten:

„Da kam das Hündelein,
Das biß das Kätzelein,
Was gekratzt das Zickelein!
Ein Zickelein!
Was gekauft mein Väterlein!
Um zwei Pfenniglein!

Und Nathan hielt sich nicht länger, er lief zum Gitter und rief mit lauter Stimme: » Jonas! « Aber ein nächtlicher Lärmen ist in einem Tollhause etwas sehr Gewöhnliches, und weder Jonas, noch seine Knechte wollten so geschwind ihre Nachtruhe unterbrechen. Er mußte lange rufen und lärmen, bis Jonas mit einem Lichte und der Nachtmütze erschien, den Geängsteten und dringend Flehenden zu befreien.

Leise pochte Nathan an die Thür seines Hauses. Alles schlief, nur der Rabbi wachte noch. Er öffnete dem Sohne und empfing ihn lächelnd: »Dir ist wohl sehr viel Merkwürdiges und Lehrreiches begegnet?« sprach er zu ihm.

Nathan erzählte sein Gespräch mit Jonas, und der Rabbi lobte seinen Gehorsam und sein Vertrauen auf die väterliche Einsicht. Hierauf beschrieb er sein Abenteuer mit dem Wahnsinnigen und schilderte seine ausgestandene Angst.

Der Rabbi schüttelte den Kopf. »Wo blieb Dein Vertrauen auf meine Fürsorge?« fragte er verweisend. »So siegreich konntest Du es dem ungelehrten Jonas predigen! Waren das nur leere Worte? Warst Du im Herzen nicht überzeugt, daß ich Dich keiner wirklichen Gefahr aussetzen würde, zumal Dir Jonas sagte, wie unschädlich Liebisch ist und wie Manasse an centnerschweren Ketten liegt, die auch die Kraft des Wahnsinns nicht zu zerbrechen vermag!«

»O mein Vater!« rief Nathan, »es ist entsetzlich, sich Wahnsinnigen gegenüber zu sehen! Der Geist, der lebendige Odem Gottes, den seine Allgüte uns eingeflößt, kann gar dämonisch verwildern. Die menschliche Gestalt erscheint ohne Ebenmaß, die Haltung, die Bewegung ist häßlich, lächerlich. Die Gesichtszüge regen sich nur noch mechanisch und zucken in Krämpfen: die Stimme ist rauh und ohne Wohllaut, und die Worte bleiben dem Ungefähr und Zufall

überlassen, der sie wild und gräßlich zu einem geheimen Sinn zusammenwürfelt.«

»Zufall und Ungefähr«, lehrte der Rabbi, »ängstigen uns gar häufig im Leben. — Was willst Du mehr! Diese unsere Welt, unsere Mutter Erde hat Krankheiten, wie das menschliche Gehirn, und sie verliert ihr lachendes, prangendes Ansehn, ihre Schönheit, ihr Ebenmaß, ihre Ordnung, die einen göttlichen Schöpfer verkünden, um fiebrisch zu beben und zu rasen. Dann schlägt das feste Land Wogen, wie das Meer, und das Meer thürmt sich zu Säulen in die Wolken. Die mütterliche Ernährerin überläßt sich blinder Zerstörungslust und roher Elemente entfesselter Wuth. — Darf der Weise aber über ein Erdbeben die Liebe und das Vertrauen zu Gott verlieren? — Auch die Menschheit hat solche Krankheiten; mögest Du nie Zeiten erleben, wo sie durch lange blutige Kriege verwildert und entartet ist, wo sie Gesetzen und Gottesfurcht Hohn spricht und nur in Mord und Schandthaten sich berauscht! — Hat der Himmel aber solche Zeiten für Dich anfgehoben, wie willst Du Liebe und Vertrauen zu Gott bewahren, da Du heute schon aufgehört hast, an die Liebe und Fürsorge Deines Vaters zu glauben?«

»Ich hätte mich wohl minder gefürchtet«, sprach Nathan kleinlaut, »wäre es nicht Nacht gewesen, wo man geneigter ist zur Furcht und jeder Tand zum Schreckniß wird.«

»Mein Sohn! auch dieses Erdenleben ist eine Nacht, voll von bösem Spuk, losen Gespenstern und gefährlichem Wahnsinn. Tägliche Erfahrung lehrt, daß der Redliche aus seinem Eigenthum gestoßen wird und der Schurke im Genuß der Früchte seiner Schandthaten schwelgt, daß das Verdienst in den Staub getreten wird und der Unwerth sich mit seinem Lorbeer schmückt; daß die Wahrheit verhöhnt und verfolgt, Unsinn und Lüge aber bewundert und belohnt wird. Doch wozu erwähne ich dieß! — Im Tollhaus hat man Dir gesagt, die Welt sei das Tollhaus, und ein verwirrtes Gehirn selbst fand einen Schein von Recht für solch' eine Behauptung. Wohlan! Laß uns die Welt ein Tollhaus nennen, doch nicht im Sinne der Tollen, die im Tollhaus selbst noch klüger sein wollen, als die Weisen, sondern im Sinne der Weisen, die glauben und vertrauen können, und auf den Tag hoffen, der nach durchwachter Nacht des Erdenlebens für uns anbricht. Wohlan! Nathan, wie willst Du in dem Tollhaus »Weltleben« als Weiser bestehen, da Du im wirklichen Tollhaus ein Toller unter Tollen warst?«

»O mein Vater!« rief Nathan, »sende mich noch eine Nacht in's Tollhaus, so will ich meine Prüfung besser bestehen.«

»Mit nichten! Das Tollhaus ist Dir jetzt kein Prüfungsort mehr, und Du spottest seiner nächtlichen Wahnbilder und eitlen Schrecknisse, nun ich Dich eines Besseren

belehrt. Aber ein anderer Prüfungsort ist diese Erde hier voll größerer Täuschungen und Schreckbilder. Vergiß aber nicht, o Nathan, daß ein himmlischer Vater Dich in dieses Leben gesendet, wie ich gestern Dich in's Tollhaus, und traue seiner Fürsorge und seinem Walten besser, als Du meiner Einsicht und Sorgfalt vertraut. Und wenn Krankheit und Schmerzen Dich plagen, Bosheit, Sorgen und Unheil Dich verfolgen, da kannst Du nicht übereilt und ängstlich Dich flüchten, wie heut zu Deinem Vater. Der Todesengel ist kein so willfähriger Schließer, wie Jonas, und wartet auf Gottes Winke. Es gilt standhaft zu dulden, bis der allmächtige Wille Dich erlöst. O Nathan! Wenn einst Deine Stunde schlägt, die Dich abruft von diesem Prüfungsorte zum Richter, und Du dann beschämt vor Deinem himmlischen Vater dastehen müßtest, wie heut vor Deinem irdischen! — Dann wirst Du nicht flehen können: o Gott! mein Gott! sende mich noch einmal in's Erdenleben zurück, dann bist Du nicht mehr Leib und ganz Geist und die Täuschungen und Schrecknisse des Erdenlebens sind machtlos über Dich und erscheinen Dir leer und eitel, wie die Schrecknisse der Nacht im Tollhause! — Damit Du dann vor Gott bestehest, Nathan, vergiß nicht: Geschehenes kann nimmer ungeschehen werden; das Gute bleibt ewig Gutes, das Böse Böses von Ewigkeit zu Ewigkeit. —

Du möchtest weise sein! — Gehe hin, ich habe Dir den Weg gezeigt! —«

Zumal der Schluß überraschte die Zuhörer seiner Großartigkeit halber; selbst Doctor Seligmann nannte diese Novelle eine echt jüdische und fand es ganz charakteristisch, daß alles nur auf einen Vergleich des Lebens mit dem Tollhaus auslief. »Das aber«, sagte er, »bringt der Rabbinische Scharfsinn so mit sich, so lange ein Vergleich noch irgend einer Anwendung fähig ist, muß sie heraus, und Gabriel hat Recht, dieß ein orientalisches Räthselspiel zu nennen.«

»Mir gefällt der Schluß gar nicht!« sagte der Agent. »Sie mußte erst recht anfangen da wo sie aufhört. Nathan wird weise; nun könnte man erst recht was von ihm lernen, aber es ist alles aus. Oder ist das vielleicht die Jugendgeschichte Nathans des Weisen von Lessing?«

»Den Namen Nathan habe ich ganz zufällig gewählt«, erwiederte Gabriel lächelnd, »an Nathan den Weisen habe ich dabei nicht gedacht.«

»Das ist das Schlimme bei all' den Geschichten, daß sie gerade aufhören, wo die Weisheit anfängt. Wissen Sie keine Geschichte, die mit der Weisheit anfängt und aufhört, ich weiß selbst nicht womit?«

»O ja!« lächelte Gabriel, »ein Talmudisches Mährchen:

Die Weisheit Salomonis.

Weisheit führt wohl zum Beten, aber Beten nicht eben zur Weisheit. Wer würde in Schulen und über Büchern lebenslänglich sitzen, wenn sich die Weisheit bald vom Himmel beten ließe?

Aber Salomo betete um Weisheit, und Gott erhörte sein Gebet und machte ihn weise. Er besaß eine Einsicht in alle erschaffene Dinge und die Fähigkeit, darüber zu philosophiren und deren Eigenschaften zu benutzen. Er war Beherrscher des Geisterreichs, der größte Zauberer auf Erden und Erfinder der Kunst, Teufel zu bannen.

War aber seine Weisheit ein unmittelbares Geschenk Gottes? War er nicht schon weise, weil er Gott um Weisheit bat? Was flößte ihm zuerst diesen Gedanken und Vorsatz ein? Woher begriff er die Grenze menschlicher Erkenntniß, fühlte das Bedürfniß nach höheren Anschauungen und erhob in dieser Sehnsucht seine Seele zu einem Gebet an die Allweisheit?

Aber Salomo war nach dem unfehlbaren Zeugniß der Rabbiner weder vor seinem Gebet weise, noch der erste, der also zu Gott betete.

König David war damals schon so alt geworden, daß sein Leib das Bett nicht mehr zu erwärmen vermochte. Was er that, um nicht kalt zu liegen, weiß man. Minder bekannt dürfte jedoch sein, daß er, um bei Tage sich zu erwärmen, heiße Brühen trank.

Damals war Salomo noch ein junger Prinz und — von einem Königssohne beispiellos in der Weltgeschichte — dumm, wie ein Vieh. Er konnte nichts als essen und trinken, und weil ihm der liebe Gott einen Mund zum Sprechen gegeben, plapperte er nach, was er hörte, verstand aber und behielt davon soviel, wie ein Papagei, auch ahmte er jede Geberde nach und dachte sich sowenig dabei, wie der Affe.

Die Dummheit seines einzigen Sohnes und Thronfolgers machte aber dem alten König David noch lange nicht soviel Kummer, als die Genäschigkeit des jungen Prinzen. Ueber jene konnte er sich trösten; er meinte, wenn Salomo erst König sei, werde sich das schon finden; über diese vergoß er seine bittersten Thränen, denn wenn er heiße Brühen trank, und ein Restchen im Napfe ließ, um es wieder aufwärmen zu lassen, schlürfte Salomo die Restchen, die Quintessenz, den Bodensatz aus und wußte nicht einmal, daß er das Beste zu sich nahm. Da half nicht Vorsicht, noch Wachsamkeit. Der alte König brauchte nur den Rükken oder das Auge zu wenden, und der kleine Prinz hatte sich schon darüber hergemacht. Und der greise König wandte

oft den thränenschweren Blick empor zu seinem Schöpfer und seufzte: O Gott, welche meiner Sünden suchst Du an meinen Kindern heim? Der schönhaarige Absalon war so klug, daß er sich wider mich empörte, und dieser Grindkopf*) Salomo ist so dumm, daß er mir die Brühen vor dem Munde wegtrinkt.

Sein Leid sollte noch einen höhern Gipfel erreichen. Je älter König David ward, desto heißer trank er die Brühen; man konnte sie zuletzt ihm nicht heiß genug bringen. Da gedachte Bathseba eines Tages ihrem Manne recht eine Güte zu thun und brachte ihm eine Brühe, die im Napfe noch brodelte. Zum Unglück spielte Salomonchen um den Vater, und der Duft der heißen Brühe erregte dermaßen seine Lüsternheit, daß er, gewandter als der alte König, den Napf vor ihm ergriff, statt sie aber zu trinken, sich nur den Mund verbrannte.

König David erschrack anfangs sehr, als er aber sah, daß Salomonchen keinen großen Schaden genommen, beruhigte er sich, schlug jedoch das fromme Auge abermals gen Himmel und flehte: O Gott Israels, Herr der Engel und König der Welten, verleihe Salomon Weisheit, daß er sich den Mund nicht wieder verbrennt.

*) Im jüdischen Volke eben so häufig wie langes Haar.

Und siehe! Prinz Salomon, der alles nachahmte, was er sah, und alles nachsprach, was er hörte, kniete ebenfalls nieder und betete: O Gott Israels, Herr der Engel und König der Welten, verleihe Salomon Weisheit, daß er sich den Mund nicht wieder verbrennt.

Nach dem Tode Absalons herrschte langer Friede in Israel; der Staat war wohlgeordnet, alles ging seinen gehörigen Gang. König David hatte weiter nichts zu thun, als die Harfe zu spielen und bisweilen vor der Bundeslade zu tanzen. Die Weisen aber wuchsen wie Pilze aus der Erde; jeder Chacham oder Rabbi hatte seine Schüler, diese erzogen wieder die ihrigen, kurz die Weisheit wurde so allgemein, daß sie ihren Werth verlor und Niemand ihrer achtete. Da wurden die Weisesten an sich irre, und weil sie mit ihrer Weisheit nicht mehr auskamen, baten sie den lieben Gott um die seinige.

Die jüdischen Rabbiner aber waren von jeher mit ihrer Weisheit dem lieben Gott nur beschwerlich gefallen. Bald warfen sie ihm vor, weil er das große und das kleine Licht gemacht, was der Mond ihm zu Leide gethan, daß er ihn kleiner gemacht, als die Sonne, und um den Mond zu beschwichtigen, bestimmte ihm der liebe Gott monatlich ein Böckchen zum Sühnopfer; oder sie rechteten für den Buchstaben „Z“ und fragten, was er verschuldet, weil er in der Gemara nicht so häufig vorkam, wie „A“ und andere

Buchstaben, und der liebe Gott verlieh dem betheiligten Buchstaben zur Entschädigung ein Schwänzchen. Einmal sogar überführten sie ihn eines offenbaren Unrechts. Denn das Kätzchen kratzt das Zicklein, der Hund beißt das Kätzchen, das Stöckchen schlägt den Hund, das Feuer verbrennt das Stöckchen, das Wasser löscht das Feuer, der Ochse säuft das Wasser, der Schlächter schlachtet den Ochsen, der Todesengel würgt den Schlächter, und Gott straft den Todesengel. Aber Hund, Feuer, Ochse und Todesengel haben kein Unrecht begangen, sondern nur ein Unrecht bestraft. Wie darf also der liebe Gott den Todesengel wieder bestrafen?

Daher lachte der liebe Gott der Weisen, so oft sie ihn um Verstand baten, und meinte, wofern er ihnen noch mehr Weisheit gäbe, würden sie ihm erst recht das Leben verleiden. Ueberdieß hatte er sie ja zu Weisen gemacht, was begnügten sie sich nicht mit dem, was sie hatten, und waren so unverschämt, sich noch mehr auszubitten; aber Juden können nicht genug bekommen.

So rührte ihn denn das Gebet des blödsinnigen Prinzchen, welches dieser mit verbranntem Munde lallte, und Gott erhörte es, den Weisen zum Trotze.

Salomon ward nun Fürst der Geister, der größte Zauberer, Geisterbeschwörer und Teufelsbanner, den es je gegeben, und sein Siegelring, auf welchem der Name des

allmächtigen Gottes eingegraben war, machte ihn, weil er denselben lesen und aussprechen konnte, allmächtig. Aber alle Geistervergnügen, alle dämonischen Wollüste, alle Schätze, die er sich hervorzaubern konnte, hatten heute Reiz für ihn und morgen waren sie ihm etwas Altes und Alltägliches. Er war und blieb ein Mensch und war und blieb ein Mann. Er verliebte sich in schöne Frauen, heirathete ihrer tausend, glaubte anfangs in jeder eine Göttin, einen Engel zu besitzen, und hatte doch nur tausend Weiber. Da seufzte er: alles Irdische ist eitel! Und wie mit den Weibern, ging's ihm mit den Gedanken, so oft er auf einen neuen kam, war er entzückt und begeistert; hatte er ihn beschlafen, so blieb der Gedanke tüchtig und brauchbar, entzückte aber und begeisterte nicht mehr. Wollte er ihn am dritten Tage gebrauchen, so war er nicht einmal ganz neu und etwas Aehnliches schon dagewesen. Da sagte er: »Es gibt nichts Neues unter der Sonne.«

Wer nun tausend Mal verliebt war und erfahren hat, daß alles Irdische eitel, wer tausend Mal von seinen Ideen begeistert, gemerkt hat, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt, dem vergeht die Lust, Gott abermals um Weisheit zu bitten. — Daß aber Salomo seine Weisheit wirklich von Gott hat, beweist der Umstand, daß er sich nie wieder den Mund verbrannte. Seine Unterthanen liebten ihn als König. Die Geister gehorchten ihm willig, die

bösen Dämonen mißhandelte er; sie fürchteten ihn und konnten ihm nicht schaden; er vertrug sich mit all seinen tausend Frauen, lebte in Glück und Frieden, Reichthum und Genuß und starb in einem hohen Alter. — Die Nachwelt bewundert ihn ebenso sehr, als sie ihn beneidet.

»Schon wieder aus?« fragte der Agent. »Dachte ich mir es doch, daß alle Weisheit der Gedichte nur Dichter-Phantasie ist, und eh man sich's versieht, ist sie wie Quecksilber durch die Finger geronnen. Wenn aber alle Weisheit nur darin besteht, sich nicht den Mund zu verbrennen, so will ich jetzt nur auch weise sein.«

»Zumal da es schon sehr spät ist«, sagte Doctor Seligmann und schickte sich an, nach Hause zu gehen.

Vierter Sabbat.

Es konnte nicht fehlen, daß ein so origineller junger Mann wie Gabriel, der für die Poesie und Geschichte seines Volkes so schwärmerisch eingenommen war, einem geselligen Kreise, der aus zu verschiedenen Individuen bestand, um stets unterhaltende Gespräche führen zu können, neues Leben und eine neue Richtung gab. Die

Rolle des Erzählers, die er anfänglich nur aus Gefälligkeit übernommen hatte, ward ihm zuletzt aufgedrungen, welches ihm gar nicht unlieb schien.

»In der That!« sagte er, »der Stoff zu jüdischen Geschichten ist so reich und mannigfach, daß ich auf keine Weise zu fürchten habe, ihn zu erschöpfen, und getrost die mögliche Buntheit entfalten kann, ohne zu fürchten, mit nächstem einförmig und farblos zu erscheinen. O daß wir uns doch so lange hier in diesem freundlichen, gastfreien Hause zusammenfinden möchten, als ich im Stande bin, Verschiedenartiges und Neues immer wieder aufzufinden. Selten aber erhält sich eine so entschiedene Richtung in einem lebhaften geselligen Kreise, und dieser Kreis selber erleidet durch Ausscheidung dieses und jenes Mitgliedes gar zu häufige Verluste. Doch bin ich nicht befugt und beauftragt, mit Reflexionen meine Zuhörer zu unterhalten; ich erzähle daher: eine wahre Begebenheit

Simon Abeles.

Novelle.

An einem Freitag Nachmittag des Jahres 1694 trat ein armer jüdischer Wanderer in das Haus des Lazarus Abeles im Judenviertel zu Prag mit der Bitte an dem

Sabbatmahle Theil nehmen zu dürfen. Lazarus war im Begriff, nach der Synagoge zu gehen; er fragte den jungen Reisenden nach Stand und Namen, worauf dieser antwortete, er heiße Löbel Kurzhändler und studire den Talmud; er sei hergekommen die berühmte alte Synagoge zu sehen und beim Prager Rabbiner seine Studien fortzusetzen. Und Lazarus hieß ihn willkommen und lud ihn ein, einstweilen mit nach der Synagoge zu gehen und daselbst eine Stelle neben der seinigen einzunehmen. Dieß hörte Lea, des Lazarus Ehefrau; sie rannte hastig herbei und rief: »Lazarus, wir können heute keinen Gast annehmen, wir haben nichts als ein Paar Hühnchen im Topfe und einen Kuchen in der Pfanne; gib dem jungen Menschen lieber eine Kleinigkeit, weil es noch Tag ist, damit er wo anders hingehe und esse.«

»Liebe Frau« antwortete Lazarus, »Hühner und Kuchen sind ein gar gutes Mahl, wie unser Gast anderwo nicht leicht findet, auch sagt der Talmud: Es ist besser, dem Hungernden Speise als Geld zu geben, denn Speise stillt den Hunger sogleich, mit dem Gelde aber muß er die Gelegenheit abwarten, sich Brod zu kaufen.«

Löbel fügte hinzu: »diese Lehre unseres Talmud, welche einem armen Wanderer, wie ich, der ich ebenfalls genöthigt bin, Gastfreundschaft zu suchen, nahe genug angeht, hat noch einen weitern Sinn; Geld! Man hat es oft so nöthig!

Warum ist es aber beschämend, ein Geldgeschenk zu empfangen? Das will ich Euch sagen. Der Arme ist ja ein Mensch wie der Reiche. Der liebe Gott, welcher die Allweisheit selber ist, macht keinen Unterschied zwischen Arm und Reich und befiehlt dem Armen, wie dem Reichen; liebe deinen Nächsten, wie dich selbst. Also sollen sich die Menschen einander gleich fühlen, um sich zu lieben und mit einander glücklich zu sein. Dieß aber will der Reiche nicht; er will sein Glück für sich behalten, der Arme soll nicht seines Gleichen sein. Es *soll* also einen Unterschied geben zwischen den Menschen, welche vor Gott einander gleich sind; und dieser Unterschied ist — das Geld; wer es hat, will damit herrschen, wer's entbehrt, muß darum dienen. Aber es ist schwer zu dienen und noch schwerer sich vor einem Reichen zu demüthigen. Und durch das Geldgeschenk an einen Armen wird das Gleichheitsgefühl aufgehoben, der Reiche ist Geber, der Arme Empfänger, wessen? — des Geldes, des Unterschiedes zwischen Arm und Reich. Der Reiche gibt, um sich des Armen zu entledigen, weil seine Nähe ihn belästiget und der Arme dankt so kurz und geht so rasch, weil er sich vor dem Reichen nicht demüthigen will. — Gibt man aber statt des Geldes Speise, so ist dies nicht beschämend. Der Magen eines Reichen wie eines Armen verlangt Sättigung. Nimmt doch der Reiche von dem Armen einen Trunk an, wo ihn dürstet, warum

der Arme von dem Reichen nicht Speise, wo ihn hungert; denn die Noth macht dreist und erregt Mitgefühl und Barmherzigkeit, bei dem Heiden, wie beim Juden. — Darum wer den Armen an seinen Tisch nimmt, und das Mahl mit ihm theilet, der handelt aus reiner Menschenliebe. Er stellt sich den Armen gleich, erweist ihm Ehre und Gastfreundschaft, erwartet nicht Lohn noch Vergeltung und verbittet sich vielleicht aus Edelmuth jegliche Danksagung. Aber ein Lohn, eine Vergeltung kann ihm nicht entgehen, die nicht, welche desjenigen harret, der die Gebote des Herrn erfüllt. Er hat den Armen als seinen Nächsten geliebt, wie sich selbst. Was er für den Augenblick hatte, sein Haus, seinen Tisch, kurz was er selber genoß, ließ er den Armen mit genießen. Was er für den Augenblick hatte, habe ich gesagt; weiter braucht er nicht zu theilen; denn was der Reiche sonst besitzt, gehört seinen anderweitigen und ferneren Pflichten. Dieser Sinn liegt in den Worten des Talmud: Du sollst dem Armen lieber Brod als Geld geben und daher schreibt sich die Sitte der Juden, daß der Reiche dem Armen bei Tische den Ehrenplatz anweist. — Doch, lieber Herr! dieß sage ich zu Ehren des Talmud, nicht aber um mich an Eueren Tisch zu drängen. Denn weil Ihr behindert seid, mich aufzunehmen, so ist es mir Ehre genug, daß Ihr mir den Willen erwiesen habt.« Hiermit wollte er gehen, aber Lazarus

gab es nicht zu. »Für heute müßt Ihr bleiben,« sagte er, »erstlich weil ich Euch kein Geld anzubieten wage, denn dazu seid Ihr mir zu ehrenwerth und zweitens, weil ich Euch in keinem Falle fortlasse. Begnügt Euch mit dieser Erklärung, denn ich vermag nicht so gut wie Ihr meine Worte zu setzen.«

»Aber lieber Lazarus,« wandte Lea ein, »es geht wahrlich nicht, wir können heut keinen Gast bitten.«

Lazarus warf sich in die Brust: »Was redest Du!« rief er. »Bei Lazarus Abeles sollte am Sabbat nicht Essen genug für einen Gast sein?« Er warf ihr einen Blick zu, der ihr seinen tiefsten Unwillen verkündete. Lea aber fuhr dem ungeachtet fort: »Ich muß das wohl besser wissen, was die Küche hergibt.« Eben wollte ihr Lazarus heftig darauf antworten, als Löbel erklärte, er wolle ohne Geld und ohne Speise von dannen gehn, was ihm ja besser sei, als Anlaß zu Zwistigkeiten zwischen Eheleuten zu geben.

Lazarus war in all seinem Wesen entschieden und gebieterisch; er entgegnete: »Jetzt kommt Ihr mit mir nach der Synagoge, dann kehren wir heim zum Mahle und morgen Mittag müßt Ihr wieder kommen und bei mir bleiben bis der heilige Sabbat endet und die Woche beginnt.« Nach diesen Worten faßte er Löbel beim Arm und zog ihn mit sich fort. Lazarus war ein großer, starker Mann und Löbel mußte wohl ihm folgen, er mochte wollen oder nicht.

Lea war sehr betrübt. »Ich kann mir nicht helfen«, seufzte sie, »der junge Gast scheint ein guter Mensch, seine Mienen sind einnehmend, und er spricht, daß man ihm gern zuhört, aber bei seinem Eintritt war mir als sei das Unglück über unsre Schwelle gekommen. Behüte uns Gott! Allein solche Ahnungen trügen mich nimmer.«

Es war Nacht geworden, der Tisch war gedeckt und die Sabbatlampe brannte. Löbel und Lazarus waren aus der Synagoge heimgekehrt, sämmtliche Hausgenossen befanden sich im Zimmer, um das Mahl zu beginnen, und Simon, der einzige Sohn des Lazarus, ein schöner, munterer Knabe, trat mit bedecktem Haupte zu seinem Vater, um nach üblicher Weise sich segnen zu lassen.

Lazarus segnete ihn andächtig, dann blickte er Löbel an, seufzte und sprach: »Gelobt sei der Gott Israel, der mir gestattet, meinen einzigen Sohn zu segnen. Weh! Weh! Es ist eine schwere Zeit. Seit kurzem straft Gott unsere Sünden auf eine Weise, wie unsere Voraltern nicht geahnet. Unser eigen Fleisch und Blut empört sich wider uns. Unsere Kinder fallen ab von dem einzigen Gott und beten im Götzentempel der Nazarener und fluchen ihren Aeltern und Voraltern.«

»Diese Woche sind wieder zwei Judenknaben abtrünnig geworden,« seufzte Löbel.

»Redet nicht davon!« rief Lazarus jähzornig. »Es macht mich wild, es verdirbt mir die Sabbatlust. — Kommt, wir wollen uns waschen.« — Es geschah und man setzte sich an den Tisch; die Suppe wurde verzehrt und der Kuchen aufgetragen. Da begann Lazarus von neuem: »Sagt, mein werther Gast! gibt es eine größre Glückseligkeit als die, welche der hochgepriesene Gott den Juden in der Sabbatfeier bescheert hat? Zumal als Knabe freute ich mich die ganze Woche auf den Sabbat, wo ich in meinen Feierkleidern an der hellen mit leckeren Speisen besetzten Tafel sitzen würde, um in froher Ruhe und in heiligen Gefühlen zu beten und zu schmausen. Das sind ja die Paradiesesgefühle des Frommen und am Sabbat sah ich mit Angst die Nacht einbrechen und der Anfang der Woche war mir, als müßte ich aus dem Schoße Abrahams ins saure Erdenleben zurück. — Wie anders sind die Knaben heut! — Warum werden sie ihren Aeltern und dem heiligen Sabbat abtrünnig? Wo haben sie es besser? Wo finden sie Freuden, die der Sabbatfreude gleichen? Wie fürchten sie nicht die große feindliche Welt; fürchten sie nicht die grausamen Nazarener, die unsere heilige Sprache nicht reden, im Götzentempel beten, Verbotenes essen und unkeusch leben? — Entweder muß der hochge

lobte Gott, um die Sünden der Väter zu strafen, deren Kindern die Sinne verwirren, oder die Nazarener sind schwarze Zauberer und verzaubern unsere Kinder zu tollen, widernatürlichen Beginnen.«

»Keines von beidem,« sagte Löbel, »die Macht, die Euch ein Wunder oder ein Zauber erscheint, ich bin im Stande sie zu erklären. Schon auswärts habe ich von diesem Leidwesen gehört und daß man hier in Prag seiner eigenen Söhne nicht sicher ist. Mein gutes Glück und ein Zusammentreffen besonderer Umstände haben mir die Quellen und Ursachen dieser unseligen Erscheinung verrathen, so daß ich gegenwärtig dem ganzen Frevel auf der Spur bin.«

Lazarus sah ihn betroffen an.

»Ihr denkt wohl gar, daß ich die Unwahrheit sage, weil ich so kurze Zeit nur in Prag bin. Ich kenne die Stadt noch kaum und rede schon von ihren Geheimnissen. — Ich will Euch dieses Räthsel lösen! — Das eben ist der Verdruß der Nazarener, daß wenn einer von unsern Leuten abtrünnig wird, er über lang oder kurz reuig und büßend zum Gott Israels, dem Unaussprechlichen, zurückkehrt. So ist auch hier schon mancher Knabe wieder heim zu seinen Aeltern gekommen und hat öffentlich in der Synagoge Buße gethan. Leider aber waren es armer Leute Kinder, sie wurden nicht streng beaufsichtigt und hatten

schon manches andere Schlimme sich zu Schulden kommen lassen; man achtete ihrer wenig und die Schmach, welche sie den Ihrigen durch Abtrünnigkeit zugefügt, ward bald vergessen. Ihre Wiederkehr machte kein Aufsehen und eben so wenig ihre Buße. Gottes Wille fügte nun, daß ich schon an den ersten Tagen meines Hierseins mit einem dieser Knaben zusammenkam; ich näherte mich ihm freundlich, beschenkte ihn, gewann sein Vertrauen und stellte ihm vor, welch großen Dienst er der ganzen Judengemeinde leiste, wenn er nicht verschweige, auf welche Weise man ihn verführt, welche Versprechungen und Vorspiegelungen man ihm gemacht, nun kurz, wodurch er zum Abfall bewogen worden.« —

»Still! still!« rief Lazarus. »Ich mag so etwas gar nicht hören! Wie mögt Ihr dergleichen in den Mund nehmen? Mir ist, als würde dies Zimmer davon verunreinigt.«

»Das Reden von einem Frevel ist niemals Sünde. Hasset immer den Abfall vom Glauben, nur geht in diesem Hasse nicht zu weit, damit nicht Böses entstehe aus Haß des Bösen. Wie viel Leid wäre so manchem rechtschaffnen Vater, so mancher zärtlichen Mutter erspart, wenn sie einen Unterschied zwischen Verbrechen und Verbrecher gemacht hätten. Denn wie gehässig auch jenes sei, dieser ist ein Mitmensch, ein Bruder, ein einziges Kind vielleicht und weil er seine Pflicht gebrochen, bin ich meiner Pflicht

gegen ihn nicht erledigt. Wißt! Ich arbeite jetzt an einer Schrift, die ich an gutgesinnte Juden verkaufen will, denn ich bin arm und muß zu leben suchen, wie ich kann. In dieser Schrift habe ich den ganzen Frevel entlarvt, wer sie besitzt und die gegebnen Vorschriften befolgt, ist seiner Kinder sicher. Vielleicht kauft Ihr mir auch ein solches Schriftchen ab, doch davon will ich heut nicht reden, weil Sabbat ist. Damit Ihr aber nicht glaubt, daß ich prahle, will ich Euch alles sagen, was mein Schriftchen enthalten wird.«

»Darauf bin ich wahrlich begierig,« sagte Lazarus.

»So wißt es denn, die Jesuiten sind es, die den Juden solch Herzeleid anthun und die Macht, welche Ihr vorhin ein Wunder oder einen Zauber nanntet, die Macht, welche Knaben bewegt, Haus und Glück und Gott und Aeltern und alles was heilig, süß und theuer ist, zu verlassen, das ist die Macht der Sünde, oder besser gesagt, die Macht der Unzucht. Denkt Euch einen gesunden, vollblütigen Burschen, wie Euern Simon dort, dem die Unschuld noch auf der Stirne glänzt, aus den Augen blitzt und auf den Wangen blüht und es träte ein üppiges, buhlerisches Weib zu ihm und spräche zärtliche Worte und gebrauchte ihre Verführungskünste — könnte die ihn nicht zu Manchem bewegen! So vernehmt denn, daß die frommen Väter der Gesellschaft Jesu gemeinschaftliche Sache mit Buhlerinnen

machen, um unschuldige Judenkinder ihren Aeltern zu rauben, zu verführen und abtrünnig zu machen.«

»Weh! weh!« rief Lazarus empört. »Ist es nicht genug, daß man uns unterdrückt und wie Sklaven hält, daß man uns das Blut aus den Adern und das Mark aus den Knochen saugt, daß man ungestraft uns mißhandelt und zu Tode martert? Auch unsere Kinder verführt man zur Unzucht und stiehlt ihnen den einzigen wahren Gott!«

»Weh! weh! über solche Bosheit!« riefen die übrigen Tischgenossen. Löbel fuhr fort:

»Das erste Opfer, das solch eine Buhlerin von dem Knaben, den sie an sich gezogen, begehrt ist sein Arbekampefs, jenes Gewand, das wir nach den Worten des Gesetzes tragen und dessen Schaufäden uns ermahnen, keusch und rein zu bleiben. — Die Väter der Gesellschaft Jesu sind gelehrt und kennen unsere heiligen Gebräuche. Daß sie den Knaben gerade dieses Gewand nehmen lassen, an welches das Gebot der Keuschheit sich knüpft, geschieht, wie ich glaube, aus schändlicher Bosheit, nämlich um den Aeltern sinnbildlich zu verstehen zu geben, daß ihre Söhne nicht mehr keusch und rein sind. Freilich ist diese Bosheit zu fein und die Aeltern der unglücklichen Knaben sind zu ahnungslos um das darin zu erblicken oder daraus zu errathen. Dem sei nun wie ihm wolle, wenigstens so viel wird damit erreicht, daß Aeltern und Kinder sich völlig

entzweien. Denkt Euch, wenn eines Tages der Vater oder die Mutter merkt, daß ihr Sohn keine Arbekampfes trägt! Denkt Euch ihren Zorn, denkt Euch ihre Wuth! Der Zorn mag gerecht sein; es empört, wenn eine alte heilige Sitte verletzt wird. Leider aber kann der Jude, der doch so manche Fähigkeit besitzt, nur selten sich mäßigen und am wenigsten, wo er seinen einzigen Gott, den hochgelobten Herrn, beleidigt glaubt. — Die meisten Knaben entfliehen ihren Aeltern gleich nach der ersten Züchtigung, natürlich hatten sie noch ganz andere Dinge auf dem Gewissen, die über kurz oder lang entdeckt werden mußten und die Wiederholung einer grausamen Züchtigung war nur zu wahrscheinlich. Dagegen hatten jene Buhlerinnen ihnen glänzende Versprechen gemacht, lockende Aussichten eröffnet und die hirnlose Strenge der Aeltern jagte die Kinder in die Schlingen der Verführer.«

»Beim hochgelobten Gott!« rief Lazarus plötzlich, »müßte ich an meinem Sohne erleben, daß er kein Arbekampfes trüge, ich wüßte nicht, was ich thäte.«

»Verhüte Gott!« sagte Löbel »daß Euch dieses harte Schicksal träfe. Möget Ihr viel Freude an Euerem Sohn und an dessen Kindern erleben und noch dessen Kindeskinder sehen. Aber Vorsicht schadet nicht. Euer Simon ist ein schöner, munterer Knabe und auf schöne Knaben wird es am meisten abgesehen. Ueberhaupt halten die Jesuiten

viel auf Körperschönheit und nehmen keinen Häßlichen unter sich auf. Ihr Götzendienst ist gar kostbar und prächtig; ihre Priester sind lauter schöne Männer und ihre Chorknaben wahre Engel an Lieblichkeit. Es ist ja ein viel prunkreicheres Schauspiel, das sich mit hübschen, als das sich mit häßlichen Kindern aufführen läßt und gewiß sehen die Nazarener viel lieber schöne als häßliche Judenknaben ihren Gott abschwören. Vielleicht aber sind es auch die Verführerinnen, die sich eben die schönsten Knaben aussuchen, um ihr schmähliches Werk mit Lust und Liebe zu betreiben. Darum bewahret Euren Knaben. Insonderheit achtet auf die Weiber, die zu Euch in den Laden kommen und kaufen. Glaubt nicht, daß Ihr die Verworfenen erkennen werdet. Um ihren Zweck zu erreichen, werden sie sich nicht für das geben, was sie sind; vielmehr werden sie züchtig und vornehm gekleidet einhergehen. Seid aber auf der Hut, wenn sie Euern Simon schön finden, duldet nicht, daß sie ihn liebkosen und wenn sie begehren, Euer Sohn solle die Einkäufe nach ihrer Wohnung bringen, so gebt das nimmer zu.«

»Gott meiner Väter!« rief Lea in Thränen. »Es hat mir geahnet, daß mit diesem Gaste das Unglück über meine Schwelle gekommen ist.«

»Was ist Dir?« fragte Lazarus erschrocken, »und was bedeutet das Weinen?«

»Ach!« klagte Lea, »nur allzu wahr ist was unser Gast berichtet und wahrscheinlich hat uns das Unglück schon betroffen. Eine schöne Dame kommt häufig und nur wenn Du nicht da bist in unsern Laden und Simon muß ihr die Einkäufe nach Hause tragen.«

Lazarus schrie laut auf und seine derbe Faust umklammerte das Vorlegemesser.

»Ich kann mich aber geirrt haben«, wandte Lea furchtsam ein und umarmte zärtlich den zitternden Simon. »Diese Dame kann kein gemeines Mädchen sein, sie trägt Kleider von französischer Seide und echte Diamantringe von drei bis vier Karath. Sie spricht, Simon sei ein schöner Junge, und hat auch wohl verlangt, er soll ihr die Einkäufe bringen. Simon aber hat es nie gethan.«

Lazarus war todtenbleich; seine gewaltigen Glieder bebten; seine Faust hielt immer noch das Messer. Plötzlich aber warf er es hin und brach in Thränen aus. »Weib! Weib!« sprach er, »was jagst Du mir solche Schrecken und solche Wuth in die Glieder, daß ich mich selber nicht mehr kenne? Mein Simon war mir stets gehorsam und hat mir nie Kummer gemacht; er ist fromm und arbeitsam, und ich preise den Ewigen, der mir einen guten Sohn geschenkt, denn auch ich war der gute Sohn meiner Aeltern und habe geehrt Vater und Mutter, auf daß es mir wohlgehe in dem Eigenthum, das sie mir hin-

terließen und ich meinem Sohn hinterlassen werde. O Simon! mein einziges, liebes Kind, zeige mir nur Deinen Arbekampfes, damit ich mich beruhigen kann.« —

Weinend und zitternd nestelte Simon Wamms und Weste auf, that, als wollte er um den Tisch zu seinem Vater gehen, als er aber der Thür nahe war, schlüpfte er hinaus und ebenso rasch und behende sprang er aus der Hausthür. Wie der Blitz schoß Lazarus ihm nach. Die Zeugen dieses Auftrittes blieben wie erstarrt sitzen, jeder fürchtete das Entsetzlichste und lauschte auf einen Schrei, ein Geräusch — doch Alles blieb still. —

Nach einer guten Weile trat wieder Jemand in's Haus und schloß die offengebliebene Thür. Es war Lazarus. Er trat in's Zimmer, war ruhig und gefaßt, aber leichenblaß. Still nahm er den Hausvaterstuhl wieder ein und fragte Löbel: »Wollt Ihr noch essen?«

»Keinen Bissen!« sagte dieser mit Widerwillen.

Lazarus fragte seine Tischgenossen nach der Reihe, ob sie noch essen wollten. Alle dankten, nur Lea hatte er nicht gefragt. Er zeigte ihr die Schüssel mit den beiden Hühnern und sprach: »Du hast gefürchtet, das Mahl würde nicht reichen, da siehst Du, die Hühner sind schon zu viel.«

»Was hast Du mit Deinem Kinde gemacht?« fragte Lea kleinlaut und ängstlich.

»Tragt das Mahl ab«, gebot Lazarus, »wir wollen segnen.« — Aber Niemand rührte sich von der Stelle.

»Tragt das Mahl ab«, wiederholte Lazarus noch lauter.

»Was hast Du mit Deinem Kinde gemacht?« klagte Lea.

»Still! Kein Wort von ihm!«

»Mein Sohn! mein Sohn!« seufzte sie.

»Still!« rief er unwirsch. »Still!«

»Ich gehorche Dir nicht; es ist mein Sohn, so gut wie Deiner. Wo ist mein Simon? Hast Du ihn umgebracht?«

»Wer ist Dein Simon?« fragte Lazarus höhnisch. »Habe ich einen Sohn? Der Bastard, der dort neben Dir gesessen, der soll verflucht sein mit allen jüdischen Flüchen, verflucht mit Kind und Kindeskind in Ewigkeit, getilgt sein Name, wie ich aus meinem Gedächtniß ihn getilgt!«

»Du fluchst Deinem Kinde!« schrie Lea in Verzweiflung. »Hast Du ihn getödtet, meinen und Deinen Sohn?«

Da hielt sich Löbel nicht länger. Er, ein armer, gastlich aufgenommener Fremdling hatte diesen entsetzlichen Auftritt herbeigeführt, aber die Klagen der Mutter schnitten ihm durch's Herz, und zitternd vor Blödigkeit, weinend vor Mitleid begann er: »Tröstet Euch, Aermste der Mütter, und dankt Gott, daß Euer Sohn entflohen ist. Herr Lazarus hat ihn nicht mehr getroffen. Glaubt Ihr, der Vater könne seinem Sohne fluchen, nachdem er ihn ermor-

det? O, ich sage Euch, hätte er sein Kind getödtet, er hätte jetzt nicht Schmeichelworte und Zärtlichkeiten genug, um sie vergeblich in die Luft zu rufen. Darum laßt ihn fluchen, damit sein Grimm sich kühle. Sein Fluchen gefällt mir besser, als klagte er jetzt.«

»Aber ich sehe mich genöthigt, hier abzubrechen«, wandte der Erzähler ein, »um nicht wie neulich meinen Zuhörern einige Stunden ihres Schlafes fort zu schwatzen, welches ihrer Sabbatseele, die nach dem Zeugniß der Rabbinen mit dem Abendsterne kömmt und mit dem Abendsterne wieder geht, nachtheilig und störend sein dürfte.«

Fünfter Sabbat.

Nachdem Gabriel wiederholt, was Löbel voll Angst und Schmerz der klagenden Mutter zum Troste zugesprochen, fuhr er fort:

»Das sagt Ihr mir?« rief Lazarus. »Habe ich nicht Friede vor Euch in diesem meinem Hause? —«

»Ich gehe schon«, sagte Löbel. »Ach! warum mußte ich dieses Haus betreten und durch gutgemeinte Worte alles

dieß veranlassen. — Aber ich gehe und danke für alle Ehren und für alles, was ich genossen.«

»Geht Ihr vom Tische, ohne zu segnen?«

»Ihr heißt mich gehen!«

»Das verhüte Gott!« entgegnete Lazarus sanfter, »bleibt und laßt das Mahl uns segnen. Ihr seid ein Gelehrter; ich übertrage Euch den Segen!«

Er füllte den Becher und stellte ihn vor Löbel hin, der ihn nahm und den Segen sprach. Der Becher ging herum, jeder der Tischgenossen trank daraus. Als Lea ihn erhielt, seufzte sie: »O mein Gott! was ist das für ein Sabbat.« Löbel wollte sich mit den übrigen Tischgenossen entfernen, doch Lazarus bat ihn, zu bleiben. »Wohl kann ich mich heute einmal nicht fühlen«, sagte er, »Ihr werdet dieß begreifen, und ich möchte ohne Euch nicht sein. Ihr wißt so Manches. Wißt Ihr kein Mittel wider den Gram?«

»Geduld!«

»Was ist Geduld?« fragte Lazarus bitter.

»Weh Euch, der Ihr Geduld braucht und nicht einmal wißt, was Geduld sei? Und gesetzt, ich wollte Euch lehren, was Geduld ist, würdet Ihr Geduld haben, mir zuzuhören?«

»Lehrt mich, was Ihr wollt; redet, was es auch sei, gebt mir viel, recht viel zu denken auf, nur damit ich nicht an mich selbst denke.«

Löbel begann: »Ihr wißt, daß es in Jerusalem zwei Gesetzesschulen gab, die des Hillel und die des Schamai. Schamai war zornig und Hillel die Sanftmuth selbst. Einst wettete ein Schüler des Schamai mit einem Schüler des Hillel und vermaß sich, die durch alle Proben bewährte Geduld des Rabbi Hillel dennoch zu erschüttern. Es war kein geringes Unternehmen; auch galt es keine Kleinigkeit; die Wette war auf 400 Silberlinge gestellt. Aber jener Schüler des Schamai war ein Schalk und durfte sich auf seine große Schlauheit verlassen. Er wußte, auf gewöhnlichem Wege sei dem frommen Rabbi nichts anzuhaben, der jeden Schmerz und Verlust ertrug in der festen Ueberzeugung, es sei so Gottes Wille. Er wollte indessen bemerkt haben, wie eifrig Rabbi Hillel im Dienste des Herrn sei und wie er sich besonders auf den Sabbat freue und die Vorbereitungen dazu mit einer Sorgfalt betreibe, die an's Unglaubliche grenze. Darauf gründete der Schalk seinen Plan. Er gedachte den Rabbi stets in diesen Vorbereitungen zu unterbrechen, indem er ihm die albernsten und unbedeutendsten Fragen vorlegte, auf die sich nach seiner Meinung nur antworten ließ: dieß ist so, weil es nicht anders ist. Wirklich wählte er seine Zeit so gut, daß der Rabbi eben in's Bad gestiegen war, als er ungeberdig an dessen Thür pochte und rief: »He, ist Hillal daheim?« — Dies hörte der Rabbi und sagte: »Hier bin ich.« Er beeilte sich, aus

dem Bade zu steigen, seinen Mantel umzuwerfen und ihm entgegen zu gehen. — »Rabbi«, begann der Schalk, »woher haben die Leute zu Babel runde Köpfe?« Hillel antwortete: »Die Leute zu Babel sind bekanntlich nicht sonderlich gescheidt, und die runden, vollblütigen Gesichter sind keine Kennzeichen der Weisheit. Ein reger Geist, der rastlos forscht und strebt, verleiht dem Antlitz ein andres Gepräge; da wölbt sich die Stirn und wird frei, es beleben sich die Augen und die Züge, die Muskeln des Gesichts werden feiner und beweglicher. Denn der Geist, den uns Gott gegeben, soll der Herr des Leibes sein. Es gibt aber lässige und gleichgültige Herren, die wachen nicht über ihre Knechte und halten sie zur Arbeit nicht an, da werden die Knechte feist und träge und bekommen runde, vollblütige Gesichter, wie die Bewohner zu Babel. Es gibt aber auch wachsame und gestrenge Herren, deren Diener sind schlank und sehnig und gestählt durch Arbeit und Entbehrung. Es gibt aber auch stolze Herrn, welche ihre Sklaven brandmarken, zum Zeichen, daß es ihre Sklaven sind. Und solch ein stolzer Herr ist der Geist des Weisen. Der Leib des Weisen ist nicht nur der Knecht des Geistes, sondern der gebrandmarkte Sklave, der die Marken zur Schau trägt des Herrn, der ihn beherrscht. Trachte darnach, mein Sohn, Deinen Leib zu Deinem Sklaven zu machen. Zwar hast Du nicht das rundköpfige Ansehn der Leute zu Babel, aber

eben sowenig scheint Dein Geist ein stolzer Herr zu sein. Der stolze Geist denkt und thut nur, was eines Geistes würdig ist; prüfe Dich daher genau, mein Sohn, ob Dein Beginnen und Streben, Dein Dichten und Trachten, aus dem göttlichen Athem entspringt oder dem Erdenkloß angehört. — «

So sprach Hillel voller Würde und Sanftmuth, und der Schalk stand beschämt vor ihm, er fing an, seine Wette zu bereuen, und fürchtete überdieß, sie zu verlieren. Indeß blieb er seinem Vorsatze treu. Er ging, ohne dem Rabbi zu danken und ohne ihn zu grüßen, und Hillel kehrte in's Haus zurück und stieg wieder in's Bad. Kaum saß er wieder in demselben, so klopfte der Schalk zum zweiten Male und rief noch ungeberdiger: »He, ist Hillel daheim?« Der Rabbi verließ zum zweiten Mal das Bad, warf den Mantel um und trat vor's Haus. »Rabbi«, begann der Schalk von neuem, »ich muß Euch fragen, woher die Bewohner der Landschaft Charmudim runde, röthliche Augen haben?« — »Das macht der Sand der Wüste«, sagte Hillel, »der leicht die Augen entzündet, daß sie roth werden und jucken. Erträgt man dieß nicht, reizt und kratzt dieses zarte Organ, so vernichtet man die Wimpern, die gegen den Staub schützen, und reizt die Thränendrüsen, daß sie statt des heilsamen, das Auge reinigenden Wassers, giftigen Eiter erzeugen, woraus eine völlige Erblindung erfolgen

kann. Mein Sohn! Auch wir leben in einer Welt des Staubes, der, je feiner er ist, um so gefährlicher wird für unser inneres Auge, ich meine unsern Geist. Diesem Auge überlasse es, sich selber zu schützen und aus eigner Kraft von den anfliegenden Erdstoffen sich zu reinigen, so wird es gesunden und erstarken, und in Zukunft kann kein Staub mehr es trüben. Wer aber nicht Geduld hat, ein kleines Uebel zu ertragen, wer wider Schmerz und Mißgeschick weder gerüstet noch gewaffnet ist, dem steht das schlimmere Uebel bevor: gänzliche Erblindung. Und wer nur körperlich erblindet, ist besser daran, als der Geistigblinde, denn das ist der Böse. Dem Blinden hilft jeder gern und schenkt ihm Mitleid und Theilnahme, der Böse aber wird gehaßt und gestraft von Gott und Menschen.« — Wieder ging der Schalk, ohne zu grüßen und zu danken, und der Rabbi ging in sein Haus zurück, um das Bad zu vollenden. —

Da pochte der Schalk zum dritten Male, und Hillel verließ das Bad, warf den Mantel um und ging hinaus. — »Rabbi!« rief jener, »ich muß Euch fragen, woher die Bewohner von Mizrajim platte Füße haben.« — Hillel sprach: »Die Ufer des Nil sind schlammig und schlüpfrig, und die Bewohner von Mizrajim setzen die Füße einwärts, senken den Kopf und krümmen den Rücken, um nicht auszugleiten. Nicht nur platte, einwärtsgekehrte Füße, auch runde Rücken und gesenkte Köpfe verrathen den Sumpf-

bewohner. Betrachte dagegen den Wuchs und die Haltung der Bergbewohner, wie stolz halten sie den Kopf! Wie frei tragen sie die hochgewölbte Brust, um frische reine Aetherluft in langen Zügen zu trinken! Sie setzen die Füße auswärts, denn dieß gibt die Festigkeit beim Ersteigen der Berge, und betrachte Dir die schmalen, wohlgebildeten Füße, welche die gefährlichen Abhänge und Klippen, wo ein einziger Fehltritt unvermeidlichen Tod brächte, sicher beschreiten, während die Sumpfbewohner mit ihren breiten Füßen immer noch das Ausgleiten fürchten, wobei sie sich nur beschmutzen, nicht aber beschädigen würden. Zieh Dir folgende Nutzanwendung daraus, mein Sohn! Mit kühnem, freiem Geiste beschreite die höchsten Höhen des Lebens, Du wirst festen, steinigen Boden finden. Fürchte keinen Fehltritt, und Freiheit und Adel wird aus Deinem ganzen Wesen hervorleuchten. Wer aber im Schlamm und in der Gemeinheit des Lebens watet, der muß sich bei jedem Schritt vor dem Falle hüten, der ihn beschmutzt und lächerlich macht vor seinen Nachbarn, der senkt den Kopf und schaut den Boden an, der krümmt die Brust, damit sie sich vor jeder Sehnsucht verschließe; der hat nichts, als seinen platten Fuß, der ihn schützt vor dem Ausgleiten. — Doch, mein Sohn! willst Du nicht näher treten, vielleicht fallen Dir noch mehr Fragen ein, und Du kannst das Gehen und Kommen, das Pochen und Rufen Dir ersparen. Ich

muß jetzt mein Bad vollenden, weil es hart auf den Sabbat geht; dieß soll mich aber nicht hindern, Deine Wißbegier zu stillen, so weit ich es im Stande bin.« Als der Schalk den edlen Rabbi so reden hörte, gab er seine Wette verloren. »Heil Euch, Rabbi Hillel!« rief er aus, »Euer Geist ist der stolze Herr, dessen Leib die Marken des Gebieters trägt; Euer Geist ein klares Auge mit kräftigen Wimpern und gesunden Drüsen, welches kein Erdenstaub trüben kann; Euer Geist ist der schön geformte Fuß des Bergbewohners, der sicher die schwindelnden Höhen beschreitet; ich aber bin ein Rundkopf von Babel, ein Rothauge von Charmudim, ein Plattfuß von Mizrajim, und weil ich an Eure Vollkommenheiten nicht glauben wollte, habe ich viel Geld verloren.« — Er bekannte dem Rabbi seine Wette um 400 Silberlinge, und Hillel sprach: »Mein Sohn, es ist mir leid, daß Du meinetwegen zu Schaden kommst, allein ich kann Dir nicht helfen. Ich alter Mann bin nun dermaßen an Geduld gewöhnt, daß mein Wille nichts mehr über die lange Gewohnheit vermag. Wahrlich ich weiß nicht mehr, wie man es anfangen muß, sich in Zorn zu bringen.«

So dachte Hillel, das Oberhaupt der Gesetzschule, welche mit der des Schamai in Streit lag. Der Talmud aber sagt: »Wo Hillel und Schamai streiten, hat unbedingt der sanftmüthige Hillel vor dem zornigen Schamai

Recht.« — »Heut hat der Feuergeist des Schamai Euch regiert«, fügte Löbel seiner Erzähulng hinzu, »und hat Euch vermocht, zu wüthen gegen Euer Blut und Fleisch, gegen Euer Kind und gegen Euer Glück. Möge jetzt der Geist des sanftmüthigen Hillel bei Euch einkehren, damit Ihr Euch prüfet und erkennet, dann kann vielleicht noch alles gut und Euer verleiteter Sohn gerettet werden.«

Mit dieser Erzählung hatte Löbel in der That vermocht, den aufgebrachten Lazarus zu beruhigen und ihn zum Nachdenken und zur Selbsterkenntniß zu bringen. »Ihr kommt doch morgen Mittag wieder«, sprach er fast bittend zu Löbel, und da dieser verneinte, fügte er hinzu: »Ich bin in einer Lage, wo der schlichte Verstand eines Ungelehrten nicht ausreicht; in Euch aber wohnt der Sinn des Gesetzes. Gepriesen sei der Ewige! Der von seinem Geiste den Sterblichen mitgetheilt. Ihr dürft mich nicht verlassen, Ihr müßt mir rathen und helfen.«

»Ich bin ein armer Fremdling!« sagte Löbel, »ich habe hier keine Verbindungen und Freunde, wie also kann ich Euch helfen! Ich kenne nicht Prag, nicht Juden, noch Christen, die hier wohnen, wie kann ich Euch rathen? Ich kannte weder Euch, noch Euren Sohn, und deßhalb ist, was ich im guten Sinne sagte, zum Bösen ausgeschlagen. Gott hat unser Beisammensein nicht gesegnet, darum laßt uns scheiden, ehe sich das Uebel verschlimmert! —«

Er wollte sich auch bei Frau Lea verabschieden und sie möglichst wieder aussöhnen. Sie aber saß in stummer Betäubung, in jener dumpfen Ergebenheit da, in welcher der Jude bei Mißgeschicken den unabwendbaren Willen Gottes verehrt. Wie sehr sich auch Löbel demüthigte, wie herzlich er sie auch um ein einziges freundliches Abschiedswort ansprach; sie zuckte nur schweigend und mit gleichgültiger Miene die Achseln.

Der Erzähler machte hier eine Pause, und Doctor Seligmann benutzte die Gelegenheit, ihm sein Wohlgefallen über die Sage vom Rabbi Hillel zu erkennen zu geben. »Ich kenne diese Geschichte«, sagte er, »und hätte sie nimmer für bedeutend gehalten. Jetzt erst sehe ich, wie gut Sie den Talmud zu commentiren wissen. Denn allerdings, die Elemente liegen da, Sie haben sie nur hervorgehoben, und ich verstehe jetzt erst eine Sage, die ich früher für etwas Nichtiges gehalten habe.«

»Das dachte ich mir auch,« wandte Gabriel ein, »als Sie mir am ersten Abende über meine willkührliche Behandlung des Talmud einen Vorwurf machten. So viel Weisheit kann aus mir allein nicht kommen, und wer weiß, wie viel ich noch übersehen habe.«

Er fuhr fort:

Die Entweichung des Simon Abeles, des einzigen Sohnes reicher Leute, eines gottesfürchtigen, arbeitsamen Knaben, welcher der Augapfel seiner Aeltern gewesen und keinem Menschen bisher irgend Anlaß zu Klagen und zur Unzufriedenheit gegeben, verbreitete allgemeine Bestürzung und Schrecken unter den Juden zu Prag. Sie wollten dieß selbst den Augenzeugen nicht glauben, und Jeder wollte aus Lazarus eignem Munde die Geschichte vernehmen. — So wurde Lazarus stets an sein Leid erinnert, und mußte sein Unglück erzählen und immer von neuem erzählen, und jedesmal fügte er hinzu, was Löbel ihm anvertraut, daß Buhlerinnen von den bekehrungssüchtigen Jesuiten gedungen wären, alle Judenknaben zu verführen. Dann brach er in die frühern Worte aus: »Ist es nicht genug, daß man uns unterdrückt und uns wie Sklaven hält, daß man uns das Blut aus den Adern und das Mark aus den Knochen saugt, daß man ungestraft uns mißhandelt und zu Tode schlägt und martert? Auch unsere Kinder verführt man zur Sünde und zum Abfall von dem einzigen wahren Gott!« Diese Worte schufen stets eine unglaubliche Wuth. Die Juden wehklagten und schrieen: »Wir lassen uns unterdrücken und aussaugen, mißhandeln und zu Tode martern, aber unsere Kinder, unsere Reinheit und unseren Gott lassen wir uns nicht nehmen.« Mancher knirschte vor Wuth, schnaubte und brütete Rache. Aber Rache gegen wen?

Schon das Gerücht, es sei ein einziger Christ von Juden gemißhandelt worden, konnte eine Judenverfolgung herbeiführen und Eigenthum und Leben der Juden der Grausamkeit und Habsucht des Pöbels aussetzen. Höchstens in Worten konnte dieser Grimm sich Luft machen gegen einzelne Christen, die von Juden kauften oder ihnen verkauften oder ihnen Pfänder brachten und Geld abborgten; diesen konnte man sagen: Eure Priester machen gemeine Sache mit Buhlerinnen, uns unsere Kinder zu stehlen. Das war alles! Doch an jenen armen, verwahrlosten Knaben, die abtrünnig geworden und wiedergekehrt waren, an denen ließen die Juden ihre ganze Wuth aus; hier durften sie es; denn Niemand fragte nach diesen Kindern und nach deren Aeltern, und in seiner schwärmerischen Gottesfurcht haßt der Jude den Abtrünnigen mehr, als den Nichtjuden. An ihnen glaubten die Juden rächen zu müssen, daß sie sich zum Abfall hatten verleiten lassen; ihre reuige Wiederkehr, ihre schwere Buße war anfangs übersehen worden und wurde ihnen jetzt nicht gut gerechnet. Wo sie sich zeigten, waren sie den Schmähungen und Mißhandlungen ihrer Glaubensgenossen unbarmherzig ausgesetzt, bis sie einer nach dem andern zu den Jesuiten zurückkehrten, was die heimliche Wuth der Juden nur steigerte.

Unter diesen Umständen war es gewiß unklug von Lazarus gehandelt, daß er laut sagte: Er wolle und müsse

seinen Sohn wiederhaben, todt oder lebendig, sei ihm gleich-viel; nur die Verfolger des jüdischen Glaubens sollten ihr Ziel nicht erreichen. Er hielt es für ein leichtes Werk, des Entflohenen wieder habhaft zu werden. »Jene Weiber der Sünde,« sagte er, »thun, was sie thun, um des Geldes willen; das Geld des Lazarus Abeles hat aber dasselbe Gepräge, wie das Geld der Väter der Gesellschaft Jesu. Bestechen sie die Töchter der Sünde, mir meinen Sohn zu entführen, so besteche ich die Töchter der Sünde, mir mein Kind zurückzubringen. Ich brauche die Jesuiten nur zu überbieten, und ich habe nun einmal den Kopf darauf gesetzt, ich will meinen Knaben wieder haben und werde kein Geld sparen.«

Die Juden, die Lazarus so reden hörten, konnten ihm den Beifall nicht versagen, und Jeder war entschlossen, ihm Beistand zu leisten.

Schon nach wenig Tagen trat ein stämmiger Bursch, Namens Manasse, zu Lazarus in den Laden und sprach mit lächelnder Miene: »Ich bringe Euch Kunde von Eurem Sohne. Heute früh sah ich ihn, eine Magd führte ihn und brachte ihn nach dem Clemens-Collegium. Ich kannte die Magd; sie dient im Hause des Daniel Benekamp in der Altstadt, bei einem getauften Juden: Franz Kawka; sie heißt Barbara und bestiehlt ihre Herrschaft. Was bei einem getauften Juden gleich für eine Wirthschaft im Hause

ist: Erst kürzlich habe ich dieser Magd zwei Betttücher abgekauft, worin noch der Name: »Franz Kawka« eingenäht ist. — Ich wartete, bis sie aus dem Clemens-Collegium zurückkam, dann ging ich ihr nach und fragte sie: wie sie zu dem Kinde käme, das sie eben zu den Jesuiten gebracht. — Sie wollte mir nicht Rede stehen, da nannte ich sie eine Diebin und drohte ihr mit den Betttüchern, worin der Name Franz Kawka eingenäht war. Welch ein Glück, daß ich ihn noch nicht ausgezupft. Nun erfuhr ich von ihr, daß Euer Simon bei eben diesem Franz Kawka einstweilen untergebracht sei und daß er die Taufe noch nicht empfangen habe. Auch hat mir Barbara versprochen, morgen den Knaben, statt ihn in's Clemens-Collegium zu führen, mir auszuliefern. Ich gebe ihr dafür ihre Betttücher unentgeltlich zurück. Ob sie ihr Versprechen halten wird, werdet Ihr ja wohl beurtheilen können!« Lazarus erschloß seinen Geldschrank und zählte zehn Goldstücke auf den Ladentisch hin. »Ist das genug für Deine Betttücher?« fragte er. Manasse lächelte: »Die Betttücher sind nicht so viel werth,« sagte er: »Aber freilich kaufe ich Euern Knaben mit meinen Betttüchern nicht nur den Christen ab, ich muß ihn auch aus der Altstadt entführen und durch viele christliche Straßen tragen, was gar gefährlich ist und wozu ich Beistand nehmen und meinen Helfer bezahlen muß. Zu

viel gebt Ihr mir nicht, Herr Lazarus, aber gut bezahlt ist es, sehr gut bezahlt!«

»So geh denn, wackerer Manasse, und halte Wort! Das Geld ist Dir gegönnt, Du weißt nicht, wie man sich an ein Kind gewöhnen, wie sehr man es vermissen kann! Ich freue mich auf Leas Freude, wenn ich heim komme und sage: Weib! morgen hast Du Deinen Knaben wieder, er ist noch nicht getauft.«

Als es anfing zu dunkeln, schloß Lazarus seinen Laden, um nach Hause zu gehen. Seine Freude hatte schon sehr gelitten durch schmerzliche Erinnerungen und durch sorgenvolle Betrachtungen über die Zukunft. Seufzend hinterbrachte er Lea, daß Simon gefunden sei und morgen wieder hergebracht würde, aber, da sie Freudenthränen weinte und ihrem Schöpfer dankte, ergrimmte er und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Lea brachte Licht und sah ihres Mannes zornige Stirnfalten, den stieren, unruhigen Blick, seine zuckenden Lippen und Geberden, als spräche er mit sich selbst.

»Was ist Dir, Lazarus!« fragte sie, »Du hast ja nun Deinen Willen und morgen werden wir unsern Simon wieder bei uns haben!«

»Wieder bei uns haben?« sprach er kopfschüttelnd. —

»Wir werden ihn wieder haben, aber wie? Ist er noch keusch und rein? Er hat gelebt im Hause eines Christen, er hat Verbotenes gegessen, hat kein jüdisches Gebet gesagt und Gott behüte! viel Heidnisches gelernt.«

»Er wird Buße thun!«

»Buße thun!« schrie Lazarus außer sich. »Mein Kind Buße thun. — Ich werde das nicht ertragen. — Lea, mein Weib,« fügte er sanfter hinzu, »die Schande unseres Kindes ist unsere Schande, thut unser Kind Buße, so thut Buße unser Fleisch und Blut und demüthigt sich vor denen, die so tief vor uns sich bücken und bettelnd vor unsere Thür kommen, um ihr wöchentliches Almosen zu empfangen. O Lea, die Hand des Herrn ruht schwer auf uns. Doch hör', was ich im Sinne habe und widersprich mir nicht. Wo Du mir widersprichst, wirst Du mich nur erzürnen, ohne daß Du meinen Entschluß im geringsten änderst.« —

»Ich will Dir nicht widersprechen,« seufzte Lea.

»Wir geben unser Kind von uns. Er soll zu Deinem Ohm, dem Rabbi Feibel zu Fürth, der soll ihn Buße thun lassen, der soll ihn streng halten, ich will ihn nie, nie wiedersehn.«

»Und wenn er sich bessert!«

»Kommt Zeit, kommt Rath. — Wenn Dein Ohm, der Rabbi Feibel zu Fürth sagt: Er ist gebessert, so soll er

wieder mein Sohn sein. — Aber einen Denkzettel soll er mitnehmen, und aus dem braunen Flecken am Leibe soll Rabbi Feibel noch lange herauslesen, welche Sünde er begangen!«

»Willst Du ihn schlagen?«

»Ha die zehn Goldstücke will ich nicht umsonst ausgegeben haben. Er hat mir Unruh und Verdruß, Sorgen und Schmerzen gemacht!«

»Ach, das ist nicht der Geist des sanften Rabbi Hillel, der jetzt aus Dir spricht.«

»Still! Weib! Darfst Du über Rabinen urtheilen? Ich bin Dein Mann und Herr und bei diesem Lichte vor Gott schwör' ich, ich schlage den Buben, so lange ich den Arm rühren kann.« — Ein heftiges Pochen und Rütteln an der Thür, hinderte Lea zu erwidern, was Ihr das Mutterherz eingab. — »Wer ist da?« fragte Lazarus.

»Herr Lazarus! Herr Abeles! Ich bitte Euch, macht auf,« rief eine klägliche Stimme.

Lazarus ging die Hausthür zu entriegeln. Seufzend und schluchzend trat ihm Löbel entgegen und geberdete sich gar kläglich. Lazarus führte ihn ins Zimmer und fragte, was ihm widerfahren sei?

»Ach, Herr Lazarus!« klagte Löbel, »Ihr habt mich sehr unglücklich gemacht, Ihr habt aller Welt erzählt, was ich Euch neulich anvertraut, daß ich dem Frevel der Jesui-

ten nachspüre und in einer hebräischen Schrift meine Entdeckungen veröffentlichen will. Das erzählen die Juden selbst, nicht nur allen Christen, sondern auch die von Neuem entlaufenen Judenknaben haben mich den Jesuiten verrathen. Gott weiß, welches Unheil über alle Prager Juden daraus entstehen kann! Ihr habt eine große Sünde begangen, Herr Lazarus, denn der Talmud sagt: Was ein Gelehrter einem Ungelehrten sagt, darf dieser nicht weiter erzählen, denn er kann nicht wissen, ob er den Gelehrten verstanden, und denen er es wieder erzählte, kann die Wahrheit zu Gift werden und ist die Wahrheit in der Hand des Weisen ein scharfes Messer, was ist sie erst in der Hand des Narren? Die Wahrheit, die ich Euch in die Hand gab, ward zum schneidenden Messer! — Erinnert Ihr Euch des Messers, das Ihr anfaßtet gegen Euren Sohn? — Verhüte Gott, daß die Wahrheit den Narren zu Gift werde, denen Ihr sie mitgetheilt! Ich aber bin unglücklich, denn die geistlichen Gerichte verfolgen mich. Fürs erste haben sie alle meine Papiere und meine Habseligkeiten dem Wirthe abgefordert, bei dem ich Nachtquartier habe. Ich habe jetzt nichts, als wie ich gehe und stehe.«

»Was man Euch genommen, ersetze ich Euch,« sagte Lazarus. Doch Löbel fing bitterlich an zu weinen: »Meine zwei Hemden, meine Strümpfe und bunten Sacktücher könnt Ihr mir ersetzen, aber meine Schriften und Bücher,

die ich so fleißig ausgearbeitet und gesammelt in den drei Jahren, daß ich auf der Wanderschaft bin, meine Schriften und Bücher, die ich überall mühselig mit mir herumgeschleppt, die sind hier geraubt von Christen! — Frau Lea,« wendete er sich zu dieser: »Seid Ihr nun gerächt? Habe ich nun genugsam das Ungewitter gebüßt, das ich unvorsichtig und schuldlos über das Haupt Eures Sohnes heraufbeschworen?« —

Lea schlug die Augen nieder; Lazarus aber sprach: »Löbel, wenn ich Euere Zukunft sichere, wenn ich Euch eine Stellung anweise, daß Ihr vielleicht im Stande seid, Euer Glück zu machen, seid Ihr dann getröstet über den Verlust Eurer Habe?«

»Wie das? lieber Herr! wie das? Ich bitte Euch, redet!«

»Hört an! — Morgen kommt mein Sohn wieder. Er soll fort; weit — weit von hier. Aber unter strenger Aufsicht will ich ihn wissen! Wollt Ihr sein Erzieher, sein Aufseher sein? Zehn Goldstücke habe ich gegeben, meinen Simon wieder zu erhalten. Ihr seht also, ich spare kein Geld, wo es das Wohl meines Kindes gilt. Vorläufig seid Ihr in meinem Hause sicher, denn ich habe ein verborgenes Gewölbe, um, wenn — Gott bewahre! — eine Judenverfolgung ausbricht, Weib und Kind und Reichthümer dahin zu flüchten. Sobald man aufhört, Euch zu verfolgen,

sende ich Euch sammt meinem Knaben mit Briefen zu meiner Frau Oheim, dem Rabbiner zu Fürth. Ihr mögt ihm erzählen, welche Strafe der hochgelobte Gott über die Prager Gemeinde verhängt hat und wie leider! auch mein Sohn mit verführet worden und Ihr Zeuge waret, daß er abtrünnig wurde. Nicht leicht könnt Ihr unter besseren Verhältnissen als diesen zu einem Rabbiner kommen. Ihr seid der Erzieher meines Sohnes und der Onkel der Mutter desselben wird Euch Beide gastlich aufnehmen. Zu dem kommt, daß Rabbi Feibel zu Fürth alt ist und keine Söhne hat. Er sehnt sich nach Beistand in seinem Amte und ich glaube, er kann nicht leicht einen bessern Gehülfen finden, als ich ihm in Euch sende. — Vielleicht auch, daß Ihr den Juden zu Fürth eben die vortheilhafte Meinung von Euch beibringt, welche ich von Euch hege. Stürbe dann einst Rabbi Feibel, dem Gott noch viele Jahre schenken möge, so habt Ihr die Aussicht, als sein Nachfolger erwählt zu werden. Dann könnt Ihr sagen, daß Ihr Euer Glück gemacht habt. Ich zeige und ebne Euch den nächsten Weg dazu.« —

Der Unglückliche sehnt sich nach Trost; und wie viel mehr Ursache hatte Löbel, sich zu freuen und zu hoffen. Nicht nur geschützt und gerettet sah er sich, auch seine Zukunft lag lachend vor seinen Blicken und harmlos überließ er sich seinen Gedanken und Träumen an eine bessere und

glücklichere Zeit. Auch Lazarus, der seine Entschlüsse befestigt hatte, faßte Hoffnung, sich mit seinem Knaben einst wieder versöhnen zu können. Nur Lea war betrübt; sie sollte ihren Sohn nur wieder finden, um desto länger sich von ihm zu trennen.

Der Abrede mit Manasse gemäß verließ Barbara, jene Magd des Franz Kawka, am folgenden Morgen, Simon an der Hand, bei Zeiten ihre Wohnung; als sie aber die nächste Ecke erreicht und vom Hause nicht gesehen werden konnte, bog sie in eine andere Straße, welche nicht in das Collegium Sancti Clementis führte, sondern nach dem Judenviertel zu.

»Wohin gehen wir?« fragte Simon.

Barbara antwortete: »Zu Adelheit, sie möchte Dich gern einmal wiedersehen, es ist noch zeitig und nach dem Collegium kommen wir noch früh genug.«

Adelheit hieß jene lockere Dirne, welche im Laden des Lazarus die vornehme Dame gespielt und um ihr Amt sich bequemer zu machen, eine Wohnung in der Nähe des Judenviertels sich genommen hatte. In der That wünschte Simon, sie wiederzusehen und folgte seiner Führerin willig durch mehrere Straßen. — Mit einem Male aber blieb er stehen und rief: »Da kommt einer meiner Bekannten!«

Er wollte fliehen, allein Barbara hielt ihn mit beiden Händen und fragte: »Wo? wo?« — »Der dort mit dem Bündel Leinen unter dem Arme, das ist Manasse, ein starker verwegner Mensch, wenn er mich sieht, bin ich verloren.«

Barbara hielt ihn nur noch fester. »Du Schelm! Du willst wieder zu den Juden laufen!« sprach sie, »mir aber entkommst Du nicht.« Simon wehrte sich aus Leibeskräften und rief, was er konnte, nach Hülfe. Indessen war Manasse näher gekommen, sprang auf den schreienden Knaben los, verhielt ihm den Mund und hob ihn sogleich beim Kopfe empor. Das leinene Bündel ließ er zu Barbaras Füßen fallen, die es schleunig ergriff; und rasch entflohen beide nach diesem getroffenen Tausch; Barbara mit ihren Betttüchern hier-, Manasse mit dem Knaben dorthin.

Viele Juden waren theils aus Neugier, theils um nöthigenfalls Hülfe zu leisten, in einiger Entfernung gefolgt. Sie umgaben den Manasse, um ihn, sammt dem gefangenen Knaben, den Augen der Christen, die etwa herbeikommen sollten, zu entziehen. Ihre Anzahl war sehr beträchtlich und in den christlichen Straßen, welche der Haufe tosend und Flüche murmelnd durchwogte, lief alles an die Fenster und vor die Thüren. Indeß konnten sie nicht errathen, was die Juden vorhatten. Manasse verhielt seinem Gefangnen den Mund so gut, daß dem armen Knaben kaum der nöthige Athem blieb und wie sehr auch die Juden

ihn stießen und kniffen, rauften und zausten, die breite Hand des Manasse ließ keinen Schrei, kein Wimmern hindurch.

Der Haufe hatte bald die Judengassen erreicht. Hier mehrte sich der Lärm und das Gedränge. Weiber und Kinder, Knechte und Mägde, stürmten aus allen Wohnungen, den unglücklichen Simon zu verfluchen und zu peinigen und hier durfte er schreien und wimmern, so laut er wollte, seine Klagetöne waren denen, die ihn quälten, Wohllaut und Musik, und ihr heulendes Fluchen, ihre singende Verfolgungslust verstärkte oder verminderte sich mit seinem Schmerzgeschrei.

Zugleich mit Manasse drang ein ganzer Haufe Männer und Weiber mit in Lazarus Haus. Im Nu war der Flur und das untere Zimmer gefüllt, die Hausthür blieb offen und die ganze Straße war voll zorniger, fluchender Gesichter. Das Gedränge und der Lärm mehrten sich mit jedem Augenblicke. —

Lazarus wollte anfangs die seinem Sohne zugeschworne Züchtigung sogleich vollziehen, aber der Zustand, in welchem man sein Kind ihm brachte, entwaffnete seinen Zorn. Er ließ es geschehen, daß Lea weinend ihren blutenden, ohnmächtigen Sohn in die Arme schloß und forttrug. Hiermit aber waren die rachsüchtigen Juden nicht zufrieden, sie bestanden darauf, daß die versprochene Züchtigung vollzogen werde und am lautesten begehrten es die, welche Manasse

gefolgt waren, um ihm Beistand zu leisten. Lazarus ließ sich ungern Vorschriften machen, er hieß die Leute gehen und sein Haus räumen. Was vermochte er aber gegen so Viele? Während er mit Einem zankte und schalt, überschrieen ihn drei, vier Andere. Jetzt kam auch Lea herzu mit Simons zerrissenen und blutigen Kleidern.

»Sieh Dir die Kleider an!« rief sie Lazarus zu. »Die feinen, schönen Sabbatkleider, so sehen sie aus, nun denke Dir, wie sie erst den armen Simon zugerichtet haben. Die Züchtigung, nach der sie schreien, haben sie längst vollzogen. Und hätten sie nur das Kind geschlagen, aber die Kleider haben sie zerrissen und die Kleider gehören den Aeltern, welche sie machen lassen und bezahlen. Zehn Goldstücke hast Du gegeben, und man schont nicht einmal die Sabbatkleider unsers Sohnes.«

Doch die einmal aufgeregte Menge ließ sich dadurch nicht beschwichtigen, der Eine rief: »Solch gottloser Bastard muß keine so schönen Kleider tragen.« Ein Andrer sagte: »Ihr habt Euren Knaben, Gott und Menschen zum Trotz verzärtelt, darum straft Gott Euch in Eurem Knaben.« Ein Dritter fragte: »Warum haben armer Leute Kinder Buße thun müssen, daß jeder hintrat und sie schlug, und sie dankten für die Wohlthat und den guten Willen sie zu bessern; und Ihr sendet Euren Sohn nach Fürth, da soll er büßen? Hier hat er die Juden beleidigt, hier ist er

abgefallen und eine Züchtigung muß er haben unsertwillen denn wir sind eben so gut Juden, als Ihr, Herr Lazarus, wenn wir auch nicht so viel Geld und Geldeswerth besitzen.«

Diese Worte sprachen die allgemeine Stimmung aus. »Die Züchtigung! Die Züchtigung!« rief es im Zimmer und auf der Gasse, »wir gehen nicht eher vom Flecke.«

Mit einem Male aber ward »Platz! Platz vor dem Rabbi!« gerufen. Das Wort Rabbi beschwichtigte augenblicklich den Streit, während ein würdiger Greis mit langem Silberbarte, von seinem Diener geführt, sich langsam durch die Menge wand, indem Jeder sein Mögliches that, ihm auszuweichen und Bahn zu machen.

Der Rabbi betrat das Zimmer und wandte sich an Lazarus mit den strengen Worten: »Lazarus, Euer Benehmen ist jetzt der Art, daß ich nicht länger mit Ruhe es ansehen darf.«

Ein beifälliges Gemurmel lief durch die Reihen der Juden. »Still,« gebot der Rabbi. »Wenn ein Rabbi spricht, muß Stille herrschen.« — »Lazarus!« fuhr er fort: »Ihr seid ein Ehrenmann, ein gottesfürchtiger Jude, ein Wohlthäter der Gemeinde, Ihr seid unglücklich, darum kann ich Euch entschuldigen, aber seit kurzem stört Ihr tagtäglich den Frieden der Gemeinde. Ihr habt das Vertrauen eines jungen Gelehrten, der Gast bei Euch war, gemißbraucht, habt dessen Geheimnisse der Gemeinde verrathen

und alle Juden aufrührerisch gemacht; Christen sind hier gescholten worden; Judenknaben, bekehrte Sünder hat man gemißhandelt und zur Wiederholung ihres Verbrechens gezwungen; Ihr selber habt heute Euren abtrünnigen Knaben am hellen Tage aus christlichen Straßen mit Gewalt entführen lassen. Lauter wahnsinnige Streiche, die, behüte uns Gott, schreckliche Folgen haben können. Wenn nun die Christen zu uns eindringen, den Knaben wieder zu befreien?«

»Weh uns! Weh uns!« riefen die erschrocknen Juden.

»Still!« gebot der Rabbi. »Jetzt sagt mir, Lazarus, was bedeutet der Zank und der Auflauf hier?«

»Seht, Rabbi,« sagte Lazarus, »diese kostspieligen Kleider meines Sohnes. So sind sie zerrissen worden, und ich gab Manasse zehn Goldstücke, um mir meinen Sohn zu bringen.«

Der Rabbi wandte sich zu Manasse: »War es ausbedungen, daß Ihr die Kleider schonen solltet?«

»Nein!« sagte dieser.

»Entwich Euer Sohn nicht am Sabbat?« fuhr der Rabbi zu Lazarus fort.

»Am Sabbat Abend.«

»So hättet Ihr bedenken müssen, daß Euer Sohn seine Sabbatkleider anhatte, da es Euch nicht einfiel, kann Manasse nicht darunter leiden, daß Euer Sohn am Sab-

bat entlief und nicht am Wochentage. Es ist ein Schade, den Ihr, Lazarus, tragen müßt.«

Da begann Lea: »Verzeiht, Rabbi, daß ich als Weib darein rede, aber es ist ja auch mein Sohn. Diese Menschen haben ihn blutig und ohnmächtig geschlagen, jetzt wollen sie meinen Mann aufreizen, daß er den armen, halbtodten Knaben noch einmal züchtigt.«

»Wer verlangt das?«

»Dieser da!« sagte Lazarus und deutete auf den Sprecher von vorhin.

»Weßhalb begehrst Du das?«

Dieser antwortete: »Er will seinen Sohn nach Fürth schicken, dort soll er Buße thun.«

»Es hängt von mir ab, dieses zu gestatten oder zu verbieten und ich heiße es gut.«

»Wir sind mit Manasse gegangen als er den Knaben in christlichen Straßen einfing; denn Herr Lazarus hat uns versprochen, er wolle seinen Sohn in unserer Gegenwart züchtigen.«

»Das Kind war blutig und ohnmächtig; Ihr habt die Züchtigung vollzogen, Lazarus ist seines Versprechens ledig.«

»Verzeiht mir, Rabbi, eine Frage!«

»Frage, was zur Sache gehört!«

»Darf ein Vater solche Verbrechen seinem Sohne verzeihen, die uns empören, daß wir unwillkührlich sie züchtigten.«

»Gut gefragt! gut gefragt!« murmelte es durch die Reihen der Juden.

Der Rabbi mußte wieder Stille gebieten, dann sprach er: »Lazarus wird seinen Sohn züchtigen, nicht in unsrer Gegenwart.« — »Lazarus!« wandte er sich milde zu diesem: »Eine kleine Genugthuung mögt Ihr den Leuten geben. Ihr habt sie aufrühreriſch gemacht, Ihr müßt sie beruhigen! Bedenkt, Euer Sohn lief zu den Nazarenern, lebte im Hause eines Nazareners, aß Unreines, gab sich mit Dirnen ab. Lauter strafwürdige Vergehen! Man thut nichts Unrechtes, wenn man Euch zumuthet, sie mit Vaterhand zu strafen, wie und wann Ihr das für gut findet!«

Das war zu viel für den Stolz des Lazarus. Der Rabbi gab ihm Unrecht und zählte die Verbrechen seines Sohnes auf. »Wartet ein Weilchen, Rabbi!« rief er mit wüthenden Mienen, ergriff ein Scheit Holz, das im Zimmer lag, und sprang die Treppe hinauf. Lea rief: »Haltet ihn, haltet ihn zurück!« Sie hatte die Thür des Zimmers, wo Simon unter Löbels Aufsicht sich befand, vorsorglich verschlossen. Als sie aber hörte, wie Lazarus mit einem einzigen Fußtritte die Thür sprengte, sank sie in Ohnmacht.

Löbel war inzwischen bemüht gewesen, dem gemißhandelten angstvollen Knaben Trost und Beruhigung einzuflößen. Er erzählte ihm, daß er mit ihm nach Fürth zu sei-

nem Oheim reisen und sie dort bleiben würden, bis zu Prag alles vergessen sei.«

»Ach,« seufzte Simon, »ich habe zu sehr gesündigt, das kann mir nicht vergessen werden.«

»Die Zeit vermag viel; die Abwechslung unterwegs, das Leben unter fremden guten Menschen wird Dich auf andere Gedanken bringen.«

»Weh mir!« seufzte Simon, »ich habe gesündigt gegen alle jüdischen Gebote. Man hätte mich unter den Nazarenern lassen sollen. Die Juden haben kein Glück mehr. Ihr Tempel ist zerstört, sie werden unterjocht, gemißhandelt, und Gott hat seine Drohung erfüllt und ein zaghaftes Herz ihnen gegeben.«

»Pfui! feiger Knabe!« rief Löbel und wich mit Abscheu von seinem Lager. »Du glaubst nicht an Gott, du glaubst an Glück. Im Glück hast Du an Gott nicht gedacht, darum macht das Unglück dein Herz zaghaft.«

In diesem Augenblicke sprang Lazarus die Treppe hinauf und trat die Thür ein.

»Bastard!« knirschte er, »Bastard, warum wolltest du Christ werden?«

»Lieber Vater, ich will Alles gestehen!« schrie Simon, »schlage mich nur nicht.«

»Bastard, vermaledeiter! gestehe, warum du Christ werden wolltest.«

»Weil Herr Doctor Münzer, der Rector des Collegiums mir gesagt: Jesus Christus, der Gekreuzigte, sei Gottes Sohn und unser Messias.«

Diese in Todesangst gesprochenen Worte brachten Lazarus vollends außer sich. Er schlug mit dem Scheit Holz auf ihn los und schrie: »Das ist für Jesus!«

Simon schrie: »Ich bin und bleibe ein Jude. Gelobt sei der König der Welt, der Gott meiner Erzväter Abraham, Isaak und Jakob. Hör' Israel, Dein Gott ist das einzige, ewige Wesen.«

Löbel war dem Lazarus in den Arm gefallen. »Hört Ihr's!« rief er. »Euer Sohn ist Jude!« Doch Lazarus schleuderte den schwachen Löbel an die Wand und fuhr fort: »Und das ist für Christus, das für den Gekreuzigten, das für Gottes Sohn, das für den Messias!«

Hier stutzte er, denn Simon schrie nicht mehr und blutete heftig. Er sah sich um: da stand Lea bleich und zitternd wie ein Gespenst, sie hatte sich von der Ohnmacht erholt, war hinaufgeeilt: zu spät! — Sie fletschte ihre Zähne, spreitzte die Finger und stöhnte: »Mörder! Mörder!« — Auf der andern Seite lag Löbel am Boden und hatte mit beiden Händen sein Antlitz verhüllt. So stand Lazarus wie zwischen seinem guten und seinem bösen Geiste, jener lag trostlos am Boden, das weinende Antlitz abgewendet. Lea

stand aufrecht und deutete auf ihn und nannte ihn grimmig und zähnefletschend: »Mörder!«

Immer mehr füllte sich das Zimmer mit Menschen, auch der Rabbi kam herbei.

Lazarus erkannte ihn: »Rabbi!« hub er an, »was beginne ich. Ich habe meinen Sohn erschlagen! Kain hat nur seinen Bruder, ich aber meinen Sohn erschlagen. Ach, meines Sohnes Opfer stieg nicht gottgefällig gerade gen Himmel, wie Abels Opfer. Mein Sohn war ein Abtrünniger, ich beneidete ihn nicht und erschlug ihn dennoch. — O Absalon, mein Sohn! mein Sohn! ruft David. Rabbi!« lachte er verzweiflungsvoll auf »lehrt mich, was soll ich rufen, da ich selbst der Mörder bin. Lehrt mich, Rabbi, was soll ich meiner Lea sagen, weil ich ihren Sohn, ihren Liebling, ihren Augapfel erschlug!« Hiermit zerriß er seine Kleider von oben bis unten, lachte noch einmal laut auf und schrie: »Es sind keine Sabbatkleider, es sind nur Wochenkleider! —«

Da erhob sich der Rabbi in seiner Würde und sprach: »Verflucht sei dieses Haus, denn ein böser Geist herrscht darin, und da steht er!« — Er deutete mit dem Finger auf Lazarus. »Aus den wohlgemeinten Worten eines Rabbi habt Ihr einen Kindesmord gemacht. Ich habe gesagt, Ihr sollt väterlich züchtigen. Ihr habt gezüchtigt wie ein Henker, und der Henker muß Euch züchtigen. Ihr seid ein

Sohn des schwarzen Unglücks, und schwarz macht sich, wer Euch anrührt. Ich weiche aus diesem Hause, denn es soll unrein sein! und unrein sei, wer nach fünf Minuten noch hier ist, außer diejenigen, die darin wohnen.«

»Halt!« rief Lazarus. »Der erste, der aus diesem Hause weicht, bin ich selbst!« Er schritt vor dem Rabbi zur Thür hinaus, die Treppe hinunter, die Menge wich scheu zur Seite und ließ den bleichen, gewaltigen Mann hindurch. —

Lazarus begab sich geradewegs auf's Rathhaus in die Gerichtsstube. Der damalige Concipist der königlichen Statthalterei hieß Constantin Frankin. Lazarus fand ihn allein und redete ihn an:

»Herr Constantin! Ihr kennt mich. Ich bin der hiesige Schutz- und Kammerjude Lazarus Abeles. Ich komme, mich als Mörder anzugeben und verhaftet zu werden. Schreibt das!«

Dem Concipisten ward bange vor den wilden Blicken und dem excentrischen Wesen des Lazarus. Er langte nach der Klingel, um die Gerichtsdiener herbeizurufen.

Aber Lazarus kam ihm zuvor und bemächtigte sich der Klingel.

»Hört Ihr nicht!« rief er. »Ihr sollt schreiben, was ich Euch sage. Ich bin Mörder, ich habe meinen Sohn

gemordet, mein Fleisch und Blut, mein einzig Kind, denn Eure Priester haben Buhlerinnen ausgeschickt, ihn zur Unzucht zu reizen und zum Christen zu bekehren. Hörst Du? Christ! Schreiben sollst Du, — mach mich nicht rasend! Ich bin Mörder! — Ich erschlug mein Kind, das Deinen Gott anrief! Und ich sage Dir, mich dürstet nach Christenblut!«

Zitternd ergriff Constantin Frankin die Feder und schrieb: »Actum Prag 1693. Unvorgeladen ist erschienen Lazarus Abeles, hiesiger Schutz- und Kammerjude, mit der Anzeige, daß er der Mörder seines Sohnes sei, den eine Buhlerin zum Christenthum bekehren wollte. Auf diese Selbstanzeige ist er sofort verhaftet worden.«

Abeles riß ihm das Papier weg und rief: »Das ist nicht genug, ich habe mehr gesagt: Auf Anstiften Eurer Priester ward mein Sohn verführt und die vierzig Judenknaben.« Constantin Frankin fügte dieß hinzu, hierauf entriß ihm Lazarus die Feder und unterzeichnete. Dann hob er das Papier gen Himmel. »Hier, allmächtiger Gott!« sprach er, »überliefere ich mich Deiner Rache für das vergossene Blut meines Kindes. Strafe mich, aber wenn Du der jüdische Gott bist, räche mich und mein Kind und die jüdischen Väter und ihre Kinder. — Jetzt, Herr Frankin, klingelt in Gottes Namen, ich bin fertig!«

Und der hohe, kräftige Mann sank wie in sich selbst zusammen und weinte bitterlich: Constantin Frankin athmete hoch auf, als die Gerichtsdiener eintraten und sich des Lazarus versicherten, der sanft wie ein Kind mit sich machen ließ, was man wollte.

Sofort wurden aber auch Lea und Löbel Kurzhändler, Manasse und Hanna, eine Dienstmagd, verhaftet, die man alle in dem Hause des Lazarus, im Zimmer, wo der Mord geschehen war, antraf. Seit Lazarus es verlassen, war kaum eine Viertelstunde vergangen. —

Erst hier fand Gabriel eine Gelegenheit, seine Erzählung zu unterbrechen. Nicht unbefriedigt wollte er seine Zuhörer entlassen und hatte sie deshalb ungewöhnlich lange aufgehalten. Er versprach, dieß in der Folge zu vermeiden und sich nach passenderen und kürzeren Abschnitten umzusehen und darauf vorzubereiten.

Sechster Sabbat.

Es ist ohne Zweifel den Neu-Israeliten gelungen, in ihrem Aeußeren wie in ihrem Gottesdienst das lächerliche, markirt Jüdische größtentheils abzulegen; innere, wahrhafte

Nationalität läßt sich aber nicht so leicht unterdrücken. Das jüdische Mitgefühl wird nicht nur rege, es schreit laut, wo einem Juden Unrecht geschieht und zumal, wo er seines Glaubens halber leidet, und wer eine Judenverfolgung gerecht und partheilos schildern kann, darf auf theilnehmende und dankbare Zuhörer rechnen. — Die Geschichte vom Simon Abeles hatte daher in solchem Grade angesprochen, daß man die ganze Woche ihrer erwähnte und Gabriel als Mährchenerzähler einen gewissen Grad von Ruf gewann. Jeder wollte ihn hören, und Personen, die sonst nie den Agenten besucht hatten, baten sich die Erlaubniß aus, an diesen Sabbatunterhaltungen Theil nehmen zu dürfen.

In dem ungewöhnlich zahlreichen Auditorium herrschte aber heute keine sonderliche Andacht. Einzelne Personen sind nicht immer gleich gelaunt, noch weniger eine ganze Gesellschaft. Hiezu kam, daß ein besonderer Vorfall die Gemüther beschäftigte.

In einer berühmten norddeutschen See- und Handelsstadt, wo ebenfalls ein neuisraelitischer Tempelverein bestand, hatte man auch angefangen, die Beerdigungsgebräuche zu reformiren, begrub die Todten nicht mehr, wenn sie kaum erkaltet waren, sondern ließ sie drei Tage und drüber liegen, bis sich unleugbare Spuren der Verwesung einfanden. Der dortige Rabbi, übrigens ein stu-

dirter und gebildeter Mann, widersetzte sich dieser Neuerung und wollte die Vorschriften des Talmud geltend machen, jeden Leichnam noch vor Sonnenuntergang oder höchstens nach vier und zwanzig Stunden in die Gruft zu fördern. Ein dortiger Tempelprediger*) opponirte ihm zwar mit echtrabbinischem Scharfsinn! »Wir wollen unsere Todten«, sagte er, »keine Stunde lang unbegraben lassen, wenn es der Talmud befiehlt. Weil aber der Talmud nicht befiehlt, daß wir Lebendige begraben sollen, sondern ausdrücklich von Todten spricht, so gönne er uns drei Tage oder eine längere Frist, um uns zu überzeugen, daß derjenige, den wir begraben, wirklich auch ein Todter sei.« — Der Rabbi behauptete dagegen, daß der Talmud genau die Kennzeichen des Todes angäbe, und der Ausspruch der angestellten Leichenbeschauer sei eine hinreichende Bürgschaft. — Dadurch aber brachte er alle jüdischen Aerzte in den Harnisch, die ihre wissenschaftliche Ueberzeugung nicht verachtet wissen wollten. — Doch auch ihre Einwände waren fruchtlos, und die Obrigkeit konnte füglich hier nicht einschreiten, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen; denn bei Antritt seines Amtes hatte der Rabbi sich von allen jüdischen Gemeinden eine arbitrarische Gewalt übertragen lassen. — Es konnte nicht

*) Dr. G. Salomon, auch in der Litteratur bekannt.

fehlen, daß alle Schauergeschichten von Scheintodten und Lebendigbegrabenen bei dieser Gelegenheit wieder nacherzählt wurden, und mancher Jude befürchtete damals, ein ähnliches Schicksal haben zu können. Zu diesen gehörte auch der Agent; er hatte eine an's Lächerliche streifende Furcht, lebendig begraben zu werden. »Plagt man sich nicht genug schon sein Leben lang«, seufzte er, »und nun soll man nicht einmal unter der Erde Ruhe haben. Ich habe in meinem Testament verordnet, daß ich geöffnet werde, allein was hilft das! es ist ebenfalls nach dem Talmud nicht erlaubt, und der Rabbi zu — hat es auch verboten. Wenigstens soll man mir die Adern öffnen, wenn ich sterbe!«

»Das wird kein vorsichtiger Arzt thun«, wandte ein Rechtsgelehrter ein. »Denn gesetzt, Sie wären dann nur scheintodt und erwachten im Grabe und verbluteten sich in Folge der Ihnen beigebrachten Verletzungen: so wäre der Arzt ein Mörder, denn er hat Ihnen tödtliche Verletzungen beigebracht in der Absicht, daß Sie sterben sollen.«

Dieß argumentum ad hominem vollendete die Verzweifelung des Agenten; er glaubte, seinem Schicksal, lebendig begraben zu werden, nun ferner nicht entgehen zu können, und schrie wie außer sich: »Ich lasse mich taufen! ich lasse mich taufen! —«

Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, bat man Gabriel, in seiner Erzählung fortzufahren. Dieser that es,

aber die allgemeine Mißstimmung hatte auch ihn ergriffen, und ohne die gewöhnliche Fassung und Lebhaftigkeit begann er:

Nur wenig ist noch zu erzählen übrig, und dieses Wenige befindet sich in einer kleinen Schrift: Processus inquisitorius, welcher in der königlichen Residenzstadt Prag, vor dem hochlöbl. königl. Appellationstribunal, als einem im Erbkönigreich Böheim, Erbherzogthum Schlesien und Erbmarkgrafthum Mähren ausgesetzten königlichen Obergericht im Jahre 1694 wider beide Juden Lazar Abeles und Löbel Kurzhändler, wegen des ex odio christianae fidei, von ihnen ermordeten zwölfjährigen jüdischen Knaben Simon Abeles als leiblichen Sohnes des erstern vollführet und zu mehrer Erhebung des christlichen Glaubens, auch zur fruchtbaren Auferbauung jedesmanniglichen, sammt den dienenden Hauptinquisitionsakten und anderweitig darin unterloffenen sehr wunderseltsamen Begebenheiten in offenen Druck gestellet worden. Prag, bei Balthasar Joachim Endler, nürnbergischem Buchhändler, 1696.

In dieser Schrift ist umständlich das große und feierliche Leichenbegängniß des gemordeten Simon Abeles beschrieben.

Am Tage vor dem Begräbniß hatte Pater Johann Eiler, nebst zwei andern Priestern der Gesellschaft Jesu den Leichnam des Knaben säuberlich gewaschen und nach der

St. Laurentii-Kapelle des Rathhauses gebracht. Dort wurde er in einem eichenen, mit rothem Sammt kostbar ausgelegten Sarg zur Schau ausgestellt. Der Zulauf des Volkes war übergroß, aber auch Standespersonen beiderlei Geschlechts drängten sich herzu und brachten bunte Kränze und goldene Ringe, den Leichnam damit auszuschmücken. Frau Silvia Katharina, Gräfin Schlikin, verehrte, mit Genehmigung des Erzbischoffs von Prag, Herrn Johann Friedrich Grafen zu Waldstein, ein weißes Unter- und rothes Oberkleid, beide reich mit Gold verziert, desgleichen Strümpfe und Schuhe und einen prächtigen Todtenkranz. Sie ließ sich nicht nehmen, in eigner Person den Leichnam damit zu zieren und aufzuschmücken. — Allgemein wunderte man sich, daß der Leichnam nach vierzehn Tagen, wo er im Keller des Rathhauses gelegen, sich so frisch erhalten hatte und so weich und gelenkig war; nur auf dem Angesichte waren noch Spuren der grausamen Schläge, und aus den zerschmetterten Schläfen quoll frisches, rothes Blut, in welches die anwesenden hohen Personen ihr Schnupftuch tauchten. Auch ein protestantischer Wundarzt tauchte sein Schnupftuch darein, vielleicht um die chemischen Bestandtheile des Blutes zu untersuchen, das in einer Leiche vierzehn Tage lang flüssig und roth blieb, ohne zu gerinnen.

Folgenden Tages um 8 Uhr verfügte sich eine Commission, bestehend aus zwei Consistorialräthen, zwei Criminal-

räthen und dem Kanzler nach der Kapelle, die sich bereits mit Menschen gefüllt hatte, unter denen man abermals viele Standespersonen bemerkte. Auch der erzbischöffliche Offizial nebst zwei Assistenten im vollen Ornat und viele hohe und niedere geistliche Personen langten an. Der Offizial hielt eine Rede und schilderte mit den lebhaftesten Farben die Sehnsucht des Simon Abeles nach dem Christenthum, und weil er noch nicht getauft war, sagte der Offizial, er sei mit Blut getauft, er sei ein kleiner Märtyrer und daher geschähen Wunder an der Leiche. Die Zuhörer waren höchst erbaut, und weil, als man den Sargdeckel schließen wollte, ein Band fehlte, gaben die edelsten Damen ihren Bänderschmuck von Kopf und Kleidern, und die Cavaliere ihre Degenbänder her. Hierauf wurde der Sarg besprengt, geräuchert und auf die Bahre gelegt. Sechzehn vornehme Jünglinge hoben ihn auf die Schultern und trugen ihn zur Tainkirche, wo er beigesetzt werden sollte. Der Zug dahin begab sich in folgender Ordnung: Die Aeltesten aus dem Sechsmänneramte zu Prag eröffneten ihn, nebst dem Stadtrichter und den Untergerichtspersonen. Es folgten zwölf rothe Fähnlein, sodann zwölf neugetaufte Juden mit taffetenen Binden um den Leib geschmückt; die Knaben aller christlichen Stadtschulen; die kleine Congregation der Jesuiterzöglinge mit ihrem Congregationsfähnlein und Umbrellen, sie trugen brennende Kerzen. Ein Chor Musikanten,

welche auf Blechinstrumenten Laudate pueri dominum bliesen. Sechzehn Paar Clerici in weißen Chorröcken und sämmtliche Pfarrherrn in rothen Mänteln. Der Domdechant mit dem Vesperkreuz und seinen Assistenten. Hierauf der Sarg von sechzehn Jünglingen getragen, dann sämmtliche hohe und niedere Standespersonen. — In der Tainkirche befand sich der kaiserl. königl. Statthalter und viel andere hohe Personen. Der Weihbischoff hielt das Hochamt, dann weihte er noch einmal den Sarg, der sodann in ein steinernes Begräbniß gelegt und vermauert wurde.

Der Ausspruch des Prager Rabbiners, der Lazarus einen Geist des schwarzen Unglücks nannte, der Alles schwärze, was ihn anrühre, sollte eine furchtbare Bestätigung finden. — Lazarus, der sich vor dem Concipisten Lazarus Frankin der Rache Gottes übergeben hatte, änderte im Kerker seinen Sinn. Die Einsamkeit, die Leiden der Gefangenschaft, Furcht vor der grausamen Todesstrafe, vielleicht auch Gewissensbisse und Selbsthaß trugen das Ihrige bei. Eines Morgens als er zum Verhör abgeholt werden sollte, fand man nur seine Leiche. — Er hatte sich mit seinem Leibgürtel erdrosselt. Aber das prächtig rührende Begräbniß Simons mußte ein Gegenstück haben: die Strafe des jüdischen Mörders. Und die Todesstrafe an einer Leiche

vollzogen, war als Gegensatz nicht kräftig genug. Einen Mörder des Simon Abeles mußte man haben, mochte er kommen, woher er wollte. — Er war leicht zu finden. Mitgefangen, mitgehangen! sagt ein altes Sprüchwort und mit Lazarus waren noch viele Personen mit gefangen gesetzt worden. — Löbel blieb der Wahrheit getreu auf jede Gefahr hin. Er behauptete seine Unschuld, behauptete aber auch die Unschuld seiner Mitgefangenen und die Richter mochten beginnen, was sie wollten, er blieb dabei. — Nicht so beharrlich waren Manasse, Lea und Hanna. Sie sahen ein, daß die Richter ein Opfer wollten und suchten sich zu retten, indem sie Löbel der Theilnahme an dem Mord beschuldigten. — Daß man es mit ihren Worten nicht so genau nahm, ergiebt sich aus der Art, wie man sie die Aussage beschwören ließ, sie schwuren nicht auf die Thora, sondern auf den Talmud. Kein Rabbiner, — sondern Gerichtspersonen, welche des Hebräischen unkundig waren, nahmen ihnen den Eid ab. Was die Acten als einen Schwur dieser Zeugen anführen, ist abgesehen von allen Sprach= und Schreibfehlern nimmermehr als Eidesformel zu betrachten. Dieß alles genügte jedoch, Löbel für schuldig zu erklären und zu verurtheilen.

Löbels Benehmen im Kerker entsprach seinem ganzen bisherigen Wandel. Die obengenannte Schrift meldet Folgendes:

Als man ihm sein Todesurtheil vorlas, sagte er: »An dem Blute des Knaben bin ich unschuldig und Gott, dem ich mein Recht empfehle, wird meiner Unschuld beistehen. Beliebt es aber meinen gestrengen Richtern, ihre Hände in meinem Blute zu waschen, so bin ich wehrlos, sie mögen thun, was sie zu verantworten haben. Mein Blut über die falschen, lügenhaften, bestochenen Zeugen!«

Am Tage seiner Hinrichtung hatte Löbel sich aufs beste und sauberste gekleidet und betete so inbrünstig, daß der Jesuitenpater Johannes Brandstädter, der zu ihm in den Kerker trat, auf's innigste davon gerührt war. Er fragte ihn: »In welchem Glauben willst Du sterben?« — »In dem Glauben meiner Erzväter Abraham, Isaak und Jakob.« — »Aber, wenn sie jetzt lebten, würden sie katholisch sein, wie wir.« — Löbel sprach: »Gott hat mich in meinem Glauben geschaffen und mir verboten, einen andern anzunehmen. Plagt mich nicht, Herr Pater, überlaßt das dem Henker, der mich heute genug plagen wird.«

Als er zum Richtplatze geführt wurde, verrieth er nicht den mindesten Kleinmuth. Die Strafe des Rades war ihm zuerkannt und nachdem er den ersten Stoß empfangen hatte, trat ein Jesuiten-Pater zu ihm, zeigte ihm das Kreuz und Weihwasser, sprach von Gottes unendlicher Liebe und grenzenloser Barmherzigkeit und lud ihn ein, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche einzukehren. So oft Löbel ver-

neinte, erhielt er einen neuen Stoß mit dem Rad, welches seine Glieder zerschmetterte. Man quälte ihn entsetzlich! Nach dem Bericht der Acten stieß der Henker zwölfmal das Rad auf die Brust, ohne ihn zu tödten. — Er sagte endlich: »Ich will Christ werden, macht nur daß ich sterbe.« Da wurde er auf dem Hochgericht getauft und mußte Jesus, Maria, Joseph sagen. Hierauf erhielt er den Gnadenstoß und starb im Schoße der alleinseligmachenden Kirche. — Die angeführte Schrift spricht von einem neuen Wunder hier, als hätte Löbel aller angewandten Mühe des Henkers ungeachtet nicht sterben können, als bis er zum Christenthum bekehrt.

Löbels Tod war indessen den Juden sehr ersprießlich. Jener kleine Märtyrer Simon Abeles, an dessen Leichnam auch ein Wunder geschah, hatte den Judenhaß und den Verfolgungsgeist gewaltig entflammt; Löbels qualvolle Hinrichtung dämpfte ihn wieder und beruhigte die Gemüther. Viele Juden hatten der Hinrichtung zugesehen. In derselben Nacht stahlen sie den Leichnam vom Rade. Der Rabbiner weihte ein eignes Plätzchen, wo seine gequälten, zerschmetterten Glieder eine einsame und heimliche Ruhe finden sollten. Er wurde mit allen jüdischen Gebräuchen begraben und das Leichenbegängniß mit großer Rührung und Erbauung begangen.

So enthält denn diese Unglücksgeschichte doch eine sel-

tene Lehre. Es kann Jemand sterben ungetauft, und seine letzten Worte sind: »Hör, Israel, dein Gott ist das einzige, ewige Wesen« und man gibt ihm ohne Bedenken ein christliches Begräbniß, hält ihn für einen christlichen Märtyrer und für einen kleinen Heiligen. Und es kann Jemand sterben, getauft, und seine letzten Worte sind: »Jesus! Maria! Joseph!« und man trotzt jeglicher Gefahr, um ihm voll Andacht und Innigkeit ein jüdisches Begräbniß zu geben. — So wunderbar sind die Wege der Vorsehung!

So endete Gabriel und eine der Zuhörerinnen war boshaft genug dem Agenten zu sagen: »Merken Sie sich das Herr Agent. Wenn Sie auch wirklich um der Gefahr zu entgehen lebendig begraben zu werden das Christenthum annehmen und im Namen Jesu sterben, so kann es Gott fügen, daß Sie dennoch ein jüdisches Begräbniß bekommen und sind Sie nur scheintodt, so müssen Sie doch wieder aufwachen.«

Und der Agent war mit einem Male wieder seiner alten Melancholie hingegeben. Vergebens suchte man ihn zu trösten. Man führte an, daß alle Beispiele von Scheintodten niemals Juden beträfen, und daß der liebe Gott sein auserwähltes Volk sichtbar vor solchem Leiden schütze; und

ohne Zweifel ist dies eine merkwürdige Erscheinung. Man weiß nicht einmal eine Sage von einem lebendig begrabenen Juden, geschweige ein bestätigtes Factum, wie möglich und wahrscheinlich auch solche Fälle bei der so raschen Beerdigung sind. Zufall und Ungefähr unterstützen aber stets den Aberglauben, und der Agent, der dieß alles erwog, entschloß sich am Ende, sich Gott anzuvertrauen und vor der Hand ein Jude zu bleiben.

Als man sich trennte, war Gabriel sehr verstimmt, weil er seinen gewöhnlichen Erfolg so gänzlich verfehlt hatte.

Siebenter Sabbat.

Um eine mögliche Mannigfaltigkeit zu entfalten, begann Gabriel heut eine Wundersage:

Die Sabbatehre.

Die Frömmigkeit des Chanina ben Dotha war nach dem Zeugniß des Rabbi Jehuda so groß, daß die Seligen in Abrahams Schoß ihre Freude daran hatten. Allein er war arm, so arm, daß er sammt seinem Weibe zufrieden sein mußte, wenn beide nur den trocknen Bissen hatten,

ihren Hunger zu stillen, und oft mußten sie mit einem einzigen Laib Brod die ganze Woche haushalten.

Dies kümmerte ihn wenig, denn er lebte ganz seinen Büchern und Andachtsübungen, minder aber wollte es seiner Frau behagen, die aus einer vormals reichen Familie stammte und eben so stolz darauf war, jetzt die Gattin eines durch seine Frömmigkeit weit und breit berühmten Rabbi's zu sein. Frumit, so hieß die Gattin des Chanina ben Dotha, hätte gewiß gern Noth und Entbehrung jeglicher Art mit ihrem Manne getheilt, nur verträgt sich Armuth mit dem Stolze nicht, und wer entbehren muß, den kleidet's übel, Ansprüche zu machen. Frumit sah, wie ihre Nachbarinnen alle besser lebten und größeren Aufwand machten, als sie, und gönnte es ihnen nicht, denn sie waren nicht Töchter reicher Familien und keine Rabbinerfrauen *). —

Indeß that Frumit alles mögliche, ihre Armuth geheim zu halten, und dieß ist eine schwere Kunst, denn der Geist

*) Reiche Leute vermählen ihre Töchter gern mit armen Talmudgelehrten und geben ihnen soviel als hinreicht, ein müssiges und gesetzlich = frommes Leben zu führen. Der Talmud sagt auch, die Frau oder Tochter eines Rabbi habe es soviel besser bei dem lieben Gott vor allen gewöhnlichen Menschen, als der Mensch vor den Thieren. Daher heirathen auch reiche Männer Rabbinertöchter, um sich gottgefällig zu machen.

der Armuth, den Juden wohlbekannt, wie oft auch gesagt wird: »bei den Juden steckt alles Geld«, wird von ihnen in allen fünf Welttheilen »der Dallas« genannt. Dieser Geist ist sehr häßlich und tückisch und trägt seine Häßlichkeit zur Schau dermaßen, daß er nackt geht. Kommt er nun, Gastfreundschaft suchend, zu diesem und jenem, so ist er klein, dünn und mager: der Wirth zuckt die Achseln und möcht' ihm gern die Thür weisen. Er spricht: »Du bist so häßlich! laß ich Dich nackt, so vermeiden alle Menschen mich und mein Haus«. Der Geist spricht: »Gib mir einen Mantel!« — Nun sucht der Wirth den größten, weitesten Mantel, den Häßlichen zu verstecken, allein der boshafte Geist streckt bald eine Hand, bald einen Fuß, bald gar den Kopf heraus und wächst und schwillt, kein Mantel ist ihm weit genug; so klein, so dürr, so mager er auch anfangs war, wird er, jemehr man sich bemüht, ihn zu bemänteln, ein großer, dicker, fetter Dallas.

Auch Frumit bemühte sich, ihrem Dallas einen Mantel zu geben. Wochentags, wenn sie nichts zu kochen hatte, diente die Frömmigkeit ihres Mannes ihr zum guten Vorwande, und sie sagte: »Mein Mann fastet von einem Sabbat zum andern und ist so strenge darauf, daß ich nie vor Freitags Feuer machen darf. — Nahte sich aber der Sabbat, so that sie sehr geschäftig, um die Nachbarn glauben zu machen, sie koche Wunder! welch' ein Mahl; sie machte

ein großes Feuer an, daß Qualm und Funken zum Schornstein hinausstoben, nahm einen großen Korb, lief damit auf den Markt und fragte die Höker nach Gemüsen, Geflügel, Fleisch, Fischen, Obst und was sonst vorhanden; aber nichts war ihr gut genug. Sie sagte: »Ich habe meine Einkäufe schon gemacht, und soll ich noch etwas nehmen, so muß es das Schönste und Beste sein, womit man sich recht eine Güte thut«.

Kehrte sie vom Markte heim, so stellte sie sich in die Thür, um die Höker anzurufen, die ihre Waaren durch die Straßen ausboten, und wieder war ihr nichts gut und wohlfeil genug, sie behauptete, viel besser und billiger auf dem Markte eingekauft zu haben.

Den größten Theil des Sabbats aber stand sie vor der Thür und stocherte sich die Zähne. — Ließ sich nun irgend eine Nachbarin blicken, so wünschte sie ihr »Gut Schabbas!« und fügte hinzu: »Es gibt Leute, die kein Fleisch zwischen die Zähne bekommen, das macht, daß sie entweder keine Zähne mehr im Munde haben, oder daß ihnen das nöthige Geld fehlt, um sich Fleisch zu kaufen und zu verschmausen. Wer aber Geld und Zähne hat und Fleisch essen will, muß Gott danken und sich die Zähne stochern. —«

Dann pries sie die Trefflichkeit ihres Sabbathühnchens, ihrer Suppe, oder anderer Speisen, die ihr einfielen, und

hatte sie ihren Nachbarinnen auf diese Weise die Ohren vollgelogen, so fühlte sie sich beruhigt und gesättigt, gleichsam als wären alle die kostbaren Leckereien, die ihr zum Munde herausgegangen waren, in ihren Mund hineingegangen, und mit Muth und Geduld ertrug sie wieder die ganze Woche voll Mangel, Noth und Elend.

Ihre Nachbarinnen aber sprachen: »Wovon macht die Frau Schabbas? Denn ihr Vater ist arm gestorben, und ihr Mann ist fromm und kann nichts erwerben.«

Eine derselben hieß Debora und war eine schlaue, muntere Person; sie sagte: »Ich habe Frumit weder auf dem Markte, noch vor der Thür je etwas kaufen sehen.«

Es war aber am Freitag*), und aus dem Schlotte stieg eine dunkle Rauchsäule schnurgerade, wie von Abels Opferaltar, gen Himmel. Dieß sahen die andern Nachbarinnen und fragten: »Warum hat sie ein so großes Feuer angemacht, wenn sie zum Kochen nichts einkauft?«

In diesem Augenblicke trat Frumit vor die Thür, grüßte freundlich und fragte: »Wie! Ihr steht so müssig, als hättet Ihr für den Sabbat nichts zu thun! —«

Debora versetzte: »Nach dem Rauch, der aus Euerm

*) Der Freitag ist nach dem neuen Testamente schon der Rüsttag.

Schlotte steigt, kocht Ihr eine Mahlzeit für zehn Familien und seid doch zwei einzelne Eheleute nur.«

»Liebe Nachbarin!« entgegnete Frumit, »das versteht Ihr nicht, denn Euer Mann ist kein Rabbi. Mein Mann muß am Sabbat nach der Vorschrift des Rabbi Jaunessen vier Mahlzeiten halten. Ich muß daher eine Nudelsuppe mit Fleischklößchen, ein Hühnchen mit gebacknem Obst, eine Apfeltorte kochen und für heute Abend und morgen vor Nacht einen Hecht, ich sage Euch, einen Hecht, wie Ihr noch nie gesehen habt, einen Hecht —«

»So groß als der Fisch, den Joseph Moker Schabbes für hundert Gulden kaufte?« unterbrach sie Debora.

»So?« fragte Frumit, »wer ist dieser Joseph Moker Schabbes, der so viel Geld für einen Fisch geben konnte?«

»Ei!« lachte Debora, »Ihr habt einen so gelehrten Mann und wißt nicht von dem Fisch des Joseph Moker Schabbes, der in den Festgesängen Semirot am Sabbat vorkommt?«

»Das ist meines Mannes Fach«, entgegnete die Frau des Rabbi, »ich darf nur wissen, was er mich lehrt, und thun, was er mir befiehlt.«

»Es ist eine artige Geschichte, die ich Euch gelegentlich erzählen muß«, lächelte Debora, die Frumits Neugier kannte, und Frumit bat: »Erzählt immerhin gleich diese Geschichte, sie wird so lange nicht dauern.«

»Wollt Ihr nicht erst nach Euern Töpfen und Speisen sehen, ob Euch auch nichts verdirbt?«

»Freilich, freilich! aber gleich werde ich wieder bei Euch sein!«

Hiermit rannte sie geschäftig in's Haus, und Debora sprach zu ihren Nachbarinnen: »Jetzt will sie dahin bringen, daß sie uns eingesteht, sie habe nicht soviel zu kochen, wie sie uns aufbindet, wenigstens keinen Hecht.«

Als Frumit wiederkehrte, begann Debora also:

Die Geschichte von dem Fische des Joseph Moker Schabbes.

Es war der Grundsatz des Joseph Moker Schabbes, die Hälfte desjenigen, was er in der Woche verdiente, zur Feier des Sabbats anzuwenden, und lieber darbte er die ganze Woche, nur um am Sabbat wohlleben zu können, wie die Frommen im Paradiese.

Er hatte einen reichen und stolzen Nachbar, Namens Eleasar; dieser fragte ihn eines Tages: »Was verschwendest Du soviel Geld für den Sabbat? Du wirst dereinst darben müssen und Deine Kinder unversorgt in der Welt zurücklassen.«

Joseph antwortete: »Es steht geschrieben, Du sollst den Sabbat ehren, nirgend aber hat Gott befohlen: Du sollst Geld sparen, und ich halte mich an das Sprüchwort:

»Womit man den Sabbat ehrt,
wird einem doppelt wiederbeschert.«

Eleasar erwiderte: »Dein Sprüchwort trügt, denn wie sehr Du auch den Sabbat ehrest, so bleibst Du doch arm; ich aber, der wenig nach dem Sabbat fragt, bin so reich, daß ich meine Zinsen nicht verzehren kann, geschweige den Ertrag meiner glücklichen Speculationen. Weil aber der Sabbat ebenfalls im Jahre mitzählt, er mir also ebenfalls Zinsen bringt, darf ich wohl sagen, mein Sabbat ist mir doppelt so einträglich, als Du bei Deinem Sprüchwort zu hoffen im Stande bist.«

Joseph schüttelte den Kopf: »Ei! ei!« rief er. »Aus allem, was Ihr da sagt, ergiebt sich, daß Ihr dem Glücke dient, und nicht dem hochgelobten Gott. Seht Euch vor, denn Ihr dienet einem sehr wankelmüthigen und launischen Herrn, der bei der ersten Gelegenheit Euch seine Gunst entzieht, um sie einem Unwürdigen zu schenken. Ich aber diene einem Herrn, der wahr und ewig ist, und dessen Gunst nur die Gerechten besitzen, welche auf ihn bauen.«

Hiemit ging Joseph wohlgemuth seines Weges, der Reiche aber blieb sorgenvoll stehen und gedachte der mannigfachen Gefahren, die seinen Gücksgütern drohten: der feind=

lichen Zufälle, der verderblichen Gewalt der Elemente, der Untreue und Bosheit der Menschen u. s. w. Und seine schwache Menschenkraft, seine trügliche Einsicht war Alles, was er so gefährlichen Feinden entgegen zu setzen hatte.

Während er diesen trübseligen Gedanken nachhing, kam ein Ausrufer daher, gefolgt von einer neugierigen Menge. Und seine laute Stimme verkündigte durch die Straßen, daß ein berühmter und geschickter Sterndeuter angekommen sei, der jedwedem um geringen Lohn sein gutes oder böses Schicksal voraussagen würde.

Als Eleasar dieses hörte, erfreute sich sein Herz. »Ha!« rief er, »dieser berühmte Weise kann und soll mich von allen meinen Sorgen befreien; gepriesen sei mein Glück, welches meinen Wunsch, eine Kunde meines künftigen Schicksals zu erhalten, gewährt, bevor ich ihn ausgesprochen, und gesegnet sei mein Reichthum, der mich in den Stand setzt, die Weisheit der Menschen zu lohnen.« — Er begab sich zu dem Sterndeuter. —

»Gelobt sei Gott«, sprach Eleasar, als er bei dem Sterndeuter eintrat, »welcher den Sterblichen einen Theil seiner Weisheit übertragen hat*).

*) Diesen Segen hat der Jude zu sprechen, wenn er vor einem Weisen seines oder eines fremden Volkes erscheint.

»Gelobt sei Gott«, antwortete der Sterndeuter, »welcher die Güter des Glücks ungleich vertheilt und diesem viel, jenem wenig giebt. Lazarus ist ein Trost der Armen, Hiob ein Vorbild der Reichen, denn er sprach: der Herr hat es mir gegeben, der Herr hat es mir genommen; sein Name sei gepriesen.«

Eleasar achtete dieser weisen Worte nicht, sondern fragte: »Woher wißt Ihr bereits, daß ich reich bin?«

Der Sterndeuter sprach: »Ich weiß nicht nur dieß, sondern noch viel mehr, denn ich bin hergekommen, nicht ohne die Sterne zu befragen; in den Sternen aber lese ich, was Gottes Wille ist, daß geschehe, und wer mich fraget, der frage: was will Gott aus mir machen, und gepriesen sei der Name des Herrn!«

»Gepriesen sei der Name des Herrn!« wiederholte Eleasar, »Du weißt also auch, was mich zu Dir führt und was ich fragen will? —«

»Ich weiß«, sprach der Sterndeuter, »und die Sterne haben mir gesagt: der erste, der in dieser Stadt zu mir kommen wird, mich zu befragen, ist ein Reicher, der mit einem Armen gesprochen, und der Arme hat ihm weise und bedenkliche Worte gesagt, die sich auf seine Zukunft beziehen und die er beachten soll.«

»Deine Worte sind dunkel, Du sagst nur, was ich schon weiß.«

»Frage, wenn Dich mehr zu wissen gelüstet.«

»Ich habe Schiffe zur See, werden sie glücklich heimkehren?«

»Du hast von Sturm und Wogen, von Klippen und Seeräubern nichts zu befürchten.«

»Ich habe der Kleinode und Schätze viel, sind sie mir sicher?«

»Du hast das Feuer nicht zu fürchten, noch die Diebe, noch die Untreue und Hinterlist der Menschen.«

»So werde ich stets im glücklichen Besitz meiner Schätze bleiben?«

»Nein! das wirst Du nicht. Doch sammle Schätze fort und fort, denn also ist der Wille Gottes: von all' Deinem Hab und Gut, von allen Deinen Schätzen und Kleinoden wird Joseph Moker Schabbes sich einen guten Sabbat machen.«

»Du sprichst Unsinn!« rief Eleasar zornig.

»Das wird sich finden!« antwortete kaltblütig der Sterndeuter. »Ich habe Dir gesagt, was Gott wollte, daß ich in den Sternen lesen, Dir sagen und Du hören solltest. Jetzt bezahle mir, was Du glaubst, daß meine Worte werth sind und sie werden Dir mehr werth sein, wenn Du ihren Werth nicht nach irdischem Reichthum ermissest.«

Eleasar bot ihm vergebens Gold über Gold. Dem Sterndeuter war keine fernere Rede abzugewinnen, und verdrießlich warf ihm jener seine Börse hin.

»Wahrlich«, sagte er, »niemals hat mich mein Gold mehr gedauert, als weil ich es Dir gebe. Mit Besorgnissen vor möglichen Unglücksfällen kam ich hieher, mit Furcht vor einem unvermeidlichen, unwandelbaren Geschicke gehe ich von hinnen. O hättest Du doch geschwiegen, mit dem Zehnfachen möchte ich meine frühere Unwissenheit zurückkaufen.«

Der Sterndeuter sagte: »Ich wollte, ich hätte Euch Gutes zu verkünden gehabt, aber ich gehöre nicht zu den falschen Propheten, die ihre Weissagungen nach dem Lohne einrichten und für baares Geld falsche Hoffnungen verkaufen. Ihr gebt mir reines Gold, ich gebe Euch reine Wahrheit. Eure Sache ist's, davon Gebrauch zu machen, und wir sind quitt.«

Unmuthig verließ ihn der Reiche, und sein Weg führte ihn dem Hause des Joseph Moker Schabbes vorüber, da blieb er stehen und rief in heftigem Zorn: »Mögen meine Schiffe versinken, mögen Diebe und Räuber in meine Habe sich theilen. Lieber den rohen Elementen, lieber der verworfensten Habgier gönne ich sie, als diesem Frömmler, der meinen sauren Alltagsschweiß in müssiger Sabbatsruhe verprassen soll.« Und er sandte Flüche und Verwünschungen über das Haus des Unschuldigen, daß die Vorübergehenden verwundrungsvoll stehen blieben und fragten: »Was mag der fromme Joseph, der Gott und Menschen wohlgefällig

lebt, dem reichen Eleasar wohl für ein Aergerniß gegeben haben?«

»Aber«, unterbrach Debora hier ihre Erzählung, »liebe Nachbarin, verkocht auch Euer Fisch nicht, denn ich habe noch viel zu erzählen, und es wäre doch Schade um einen so kostbaren Hecht?«

»Ei!« sagte die neugierige Frumit, »es ist ein großer, großer Fisch, der stark kochen muß.«

»Auf Euere Gefahr!« sprach Debora, »ich habe Euch gewarnt.« Hierauf fuhr sie also in ihrer Erzählung fort:

Eleasar hatte früher seinen Handel mit einer gewissen Aengstlichkeit betrieben, denn er mißtraute seinem Glücke. Jetzt aber scheute er keine Gefahr mehr, setzte immer Alles auf's Spiel und wollte bei großartigen Wagnissen eher Alles verlieren, als durch eine Tücke des Zufalls es an den ihm verhaßten Joseph Moker Schabbes überlassen. Allein das Glück begünstigte seine wildesten Unternehmungen, und die größten Wagestücke schlugen ihm zu! Manchmal, wenn er in seinen Büchern nachrechnete, kam ihm selbst ein Grauen an vor dem unermeßlichen Gewinnst, und statt sich dessen zu freuen, ward er mürrisch und unumgänglich! —

Im Hafen hielten sich allerlei Bettler und müssiges Volk auf, um die Ankommenden zu beglückwünschen oder die Abreisenden zu segnen, und dadurch ein Almosen zu

empfangen. Auch wo ein Schiff glücklich einlief, überbrachten sie dem Eigenthümer sogleich die erwünschte Nachricht und erhielten nach Maßgabe einen größeren oder kleineren Lohn. —

Erhielt Eleasar solch' eine Kunde und der Bote sprach: »Euere Schiffe sind siegreich aus den Gefechten mit Seeräubern hervorgegangen«, oder: »Die heftigen Stürme, die gefährlichen Klippen haben sie nicht beschädigt, ihre Fahrt war gewinnreich und glücklich«, so runzelte er die Stirn und lohnte den Boten nur gering.

Fragte dieser nun: »Herr! ist das ein Lohn für solche Kunde?« so antwortete er: »Das Tausendfache will ich Dir geben, bringst Du mir einst eine Kunde, welche das Gegentheil von der heutigen ist«.

Eines Abends, als er mit den Seinigen bei Tische saß, ward heftig an seiner Thür gepocht, und ein Hauptmann mit Wache begehrte Einlaß.

»Verzeiht, Herr!« sprach der Hauptmann, »daß ich den Frieden Eures Hauses zur Nachtzeit störe, allein ich bin auf der Verfolgung einer gefährlichen Diebesbande begriffen und muß glauben, daß sie sich in Eure Gewölbe geflüchtet. — Es ist nicht wohlgethan, daß Ihr nur einfache Schlösser vorlegt, die Mauern nicht ausbessern und die Riegel und Stangen und Fenstergitter verrosten laßt, das

heißt die Diebe anlocken und ihnen das schmähliche Gewerbe erleichtern.«

Eleasar entgegnete stolz: »Du sprichst, wie Du es verstehst. Ich bedarf weder der Schlösser, der Riegel, der Stangen, noch Deiner Wachsamkeit, und wem es gelingt, mich zu bestehlen, dem schenke ich noch tausendmal so viel, als er gestohlen«.

»Aber!« sagte der Hauptmann, »es liegt mir an der Habhaftwerdung der Diebe.« Eleasar reichte ihm die Schlüssel und sprach: »So nimm und fange sie«.

»Wollt Ihr nicht Jemand mit mir senden?« fragte der Hauptmann, »denn wenn Ihr mir auch traut, so kann ich nicht für die Redlichkeit meiner Leute bürgen.«

Eleasar sprach: »Die Untreue der Menschen habe ich nicht zu fürchten, gehe hin und thue, was Deines Amtes ist.«

Der Hauptmann zuckte die Achseln, nahm die Schlüssel und hieß seine Leute ihm folgen. Er hatte richtig vermuthet, die Diebe hatten sich zwischen die Kisten und Ballen versteckt; sie wurden hervorgezogen, gebunden, und der Hauptmann führte sie vor Eleasar, der zu ihnen sprach:

»Ihr armen Schelme dauert mich, denn ihr müßt nun sterben, und ich hätte lieber gesehen, ihr hättet mich glücklich bestohlen. Doch Niemand entgeht seinem Schick-

sal, daher werde ich nicht bestohlen, ihr aber werdet gehängt. Was wagt ihr euch auch an mein Eigenthum! Den Dieb von Ehrgeiz und Tüchtigkeit reizen feste Schlösser und Riegel. Mein übelverwahrtes Eigenthum hätte euch eine Warnung sein sollen, daß es eine Mausefalle und ein Fuchseisen ist.«

Eines Tages sprach man an der Börse von den großen Verlusten eines angesehenen und redlichen Kaufmanns, dessen Banquerot man für unvermeidlich hielt. Eleasar hatte bedeutende Summen bei ihm stehen; er erschien aber zur allgemeinen Verwunderung mit triumphirenden Mienen an der Börse, und als man sich um ihn drängte, zu erfahren, welche glückliche Neuigkeit ihm so große Freude mache, sprach er wegwerfend: »Pah! eine Kleinigkeit! Einen leichtsinnigen Speculanten, einen Dummkopf, der eine hohe Meinung von sich hatte und es den Ersten der Stadt gleichthun wollte, einen gewissenlosen Schwindler, der nicht sein Eigenthum, sondern was das großmüthige Vertrauen Anderer ihm in die Hände gab, auf's Spiel setzte, erreicht endlich sein Schicksal und er muß Banquerot machen. Auch ich verliere Einiges durch ihn, aber was thut's? Ich habe nie einen Verlust gehabt, weiß ich doch nunmehr, wie dem zu Muthe ist, der etwas verliert, und diese Erfahrung ist mir gerade soviel werth, als mein Verlust beträgt. Ich habe Glück selbst

bei Verlusten, denn es ist der geringste Verlust, den ich haben konnte.«

Die Kaufleute ärgerten sich an dieser Prahlerei. In der That aber war Eleasar ausnehmend froh, denn die entsetzliche Weissagung, welche auch lautete, daß er von der Untreue der Menschen nichts zu besorgen habe, schien fehlzuschlagen.

Aber noch am selben Tage erschien der verarmte Kaufmann bei ihm: »Ihr habt mich«, sprach er, »heute Morgen an der Börse einen Schelm und leichtsinnigen Betrüger genannt, der das Vermögen derer, die ihm vertrauen, auf's Spiel setzt. Ihr thatet Unrecht. Ich habe nur gewagt, was ich wagen durfte, und was ich verloren, habe ich mir verloren. Ich bin arm geworden, aber rechtschaffen geblieben. Mein Hab und Gut ist hin, nicht mein ehrlicher Name. Ich werde keinem Menschen etwas schuldig bleiben, am wenigsten aber Euch!« — Hiermit zog er seinen Beutel hervor und zählte auf, so viel Eleasar zu fordern hatte. »Nun?« fragte er, »bin ich ferner noch ein leichtsinniger Speculant?«

Eleasar war erschrocken und zornig, daß seine letzte Hoffnung ihm fehlgeschlagen war. »Ihr seid kein leichtsinniger Speculant«, rief er — »wohl aber thöricht. Ich wußte, daß Eure Speculationen nichts taugten, und lieh Euch das Geld, um es durch Euch zu verlieren! —

Nehmt die Summe noch einmal, und verliert Ihr sie, so sollt Ihr die doppelte haben, und verliert Ihr sie wieder, die vierfache.«

»Behüte mich Gott!« sprach der verarmte Kaufmann: »Ich werde ein kleines, sicheres Geschäft anfangen, denn zu großartigen Speculationen fehlt es mir an Talent und Kenntnissen.«

Hiemit ging er, und Eleasar schlug sich die Brust und rief: »Weh mir! weh! daß ich geboren bin und gewiegt im Reichthum, um auf mein Alter die bittere Kost der Armuth zu schmecken, denn wörtlich erfüllt sich die Weissagung des Sterndeuters«.

Ein andermal wieder brach Feuer in der Straße aus, wo Eleasar wohnte. Es griff rasch um sich, und das Nachbarhaus brannte, ohne daß an Rettung zu denken war. Eleasar aber sah man freudig in einem Fenster liegen und mit stolzem Wohlbehagen die Flamme betrachten. Er legte keine Hand an, seine Schätze und Waaren zu sichern, und Niemand durfte sein Eigenthum berühren. Mehrmal leckte die Flamme schon den Giebel seines Hauses, und so oft er dieß sah, stieß er einen Freudenschrei aus. — Plötzlich aber verfinsterte sich der Himmel, und der Regen goß in Strömen nieder. Auch war man inzwischen mit den Löschanstalten zu Gange gekommen, und hatte früher der Wind die Flamme begünstigt, so half der Regen jetzt mit löschen.

In kurzer Zeit war alle Gefahr vorüber, und Eleasar knirrschte mit den Zähnen, ballte die Fäuste gen Himmel und trat wüthend von dem Fenster zurück.

In der Stadt aber sagte man, Eleasar sei ein Zauberer, beschwöre die Elemente und sei seiner Kunst so sicher, daß er die Riesenflamme, die seine Wohnung beleckt, verlache und den Wolken des Himmels mit Fäusten drohe, wenn sie nicht pünktlich genug ihm gehorsamten.

Kurze Zeit darauf erzählte man sich noch etwas viel Seltsameres und Unbegreiflicheres. Eleasar hatte plötzlich Haus und Hof, Hab und Gut, Schiffe und Alles, was er besaß, einem bekannten, reichen Juwelier abgetreten. Man hatte ihn sammt Weib und Kindern, nur mit wenigem Gepäck beladen, nach dem Hafen gehen und ein fremdes Schiff besteigen sehen, welches am selbigen Tage noch unter Segel ging. —

»Aber, liebe Nachbarin!« unterbrach Debora ihre Erzählung, »meine Geschichte dauert lange, und es möchte doch Schade um den großen, großen Hecht sein.«

»Nicht doch«, meinte Frumit, »mein Fisch kann immer noch kochen, denn er ist so groß, so groß, Ihr könnt es kaum denken. Aber in Eurer Geschichte kommt ja nichts von einem Fische vor?«

»Gebt nur Acht«, entgegnete Debora, »denn es kommt jetzt.«

»Doch auch meine Geschichte«, unterbrach sich Gabriel, »hat für heute lange genug gewährt, und ich werde wohl thun, die Fortsetzung bis zum nächsten Sabbat aufzuschieben.«

Achter Sabbat.

Indeß lebte Joseph Moker Schabbes, fuhr Gabriel fort, nach wie vor in Frömmigkeit und that dem Sabbat alle Ehre. Was nur irgend Gutes auf dem Markte war, das kaufte er und ließ sich keinen Preis verdrießen.

An einem Freitage, da er auf den Markt gegangen, seine Einkäufe zu machen, sah er ein großes Gedränge um die Bude eines Fischers, welcher ausrief: »Kauft, lieben Leute, einen Fisch, groß und fett, wie noch keiner hier gesehen wurde, und frisch und lebendig, denn er ist vor wenig Stunden erst gefangen, ein wahres Ungeheuer, welches nicht zu bezahlen ist und kostet doch nur hundert Gulden«.

Und die Menge jauchzte und höhnte ihm nach: »Hundert Gulden für einen Fisch, es ist ein wahrer Spottpreis«.

Indeß sah der Fischhändler Joseph dastehen und rief: »Zurück, Ihr Hungerleider, die Ihr kaum den Groschen

besitzt, Euch Brod zu kaufen, macht Platz einem Manne, der für hundert Gulden gern was Gutes ißt. Tretet hervor, werther Herr, und beseht Euch meinen schönen Fisch«.

Als Joseph näher trat und den Fisch sah, sprach er: »Wahrlich, diesen großen, schönen Fisch bescheert mir Gott, auf daß ich mir einen guten Sabbat mache. Solch ein Leckerbissen hat noch keines Königs Tafel geziert. Was wollt Ihr für den Fisch?«

»Hundert Gulden«, sagte der Fischer, »davon geht kein Pfennig ab.«

»Hundert Gulden«, höhnte die Menge. »Morgen ist er wohlfeiler, und übermorgen, wenn er stinkt, könnt Ihr ihn umsonst bekommen.«

»Friede, Ihr Leute!« sprach der fromme Joseph, »was wollt Ihr von dem ehrlichen Manne? Der Fisch ist seine hundert Gulden werth, und ich kaufe ihn unter der Bedingung, daß Ihr ihn mir lebendig nach Ende des Marktes in die Küche liefert, denn meine Diener haben schon ohnehin genug an meinen heutigen Einkäufen zu tragen.«

Gern versprach dieß der erfreute Fischer, und eben so vergnügt ging Joseph nach Hause, und alle Bekannten, die ihm begegneten, lud er zum Sabbatmahl ein.

Als seine Frau den großen Fisch sah, fürchtete sie sich fast, ihn abzuschlachten, und Joseph mußte ihm erst ein

Paar Schläge auf den Kopf versetzen, um ihn zu betäuben. Jetzt erst trat die Frau näher und bewunderte seine Größe und Fettheit. »Sieh nur!« sprach sie zu ihrem Manne, »wie rund sein Bauch ist, sicher hat er sich satt gegessen, kurz vordem er gefangen wurde. Es wäre hübsch, wenn wir einen kleinen Fisch in seinem Magen fänden, der ansehnlich und frisch genug wäre, um ihn ebenfalls zuzurichten.«

So sprechend schnitt sie ihm den Bauch auf und erstaunte nicht wenig, den Magen ganz leer zu finden. Das Einzige, was sich darin befand, war ein zusammengedrücktes Stückchen Leder. Sie nahm es heraus, zog es auseinander, da war es ein Handschuh, und sie fragte ihren Mann: »Wie kommt ein Handschuh in den Magen dieses Fisches? Soll man glauben, daß es auch unterseeische Städte gibt und Menschen, die sie bewohnen?«

»Warum nicht gar auch unterseeische Handschuhmacher«, lachte Joseph. »Nein, liebes Weib, die Hechte üben Vergeltungsrecht. Zu Lande hier verzehren wir sie, treffen sie uns im Wasser, verzehren sie uns. — Zeig her!« fuhr er fort, »wer weiß, welcher Unglückliche diesen Handschuh getragen.«

Seine Frau reichte ihm denselben, er untersuchte ihn näher, und siehe! zu seinem großen Erstaunen befand sich in dem Handschuh auch ein kostbarer Ring.

»Weib! Weib!« rief er, »ich habe einen guten Kauf

gethan. Wundere Dich nicht, daß der Fisch so groß und fett ist, denn in einem einzigen Bissen hat er mehr verschlungen, als wir unser ganzes Leben lang verzehren können. Dieser Ring ist unter Brüdern zwanzigtausend Goldstücke werth.« — Indem aber fuhr er fort, den Ring zu reinigen, der immer klarer und feuriger wurde. »Weib, sage mir, ob ich träume. Wenn ich wach bin, wenn ich meinen gesunden Verstand habe und all' meine Kenntniß und bisherige Erfahrung mich nicht trügt, so muß dieser Ring hunderttausend Goldstücke werth sein. Wahrlich, dieser Fisch hat wie ein Römer geschwelgt, die aufgelöste Perlen trinken und die Einkünfte einer Provinz in einer Mahlzeit verprassen. Doch nein! nein! alles, was ich sage, ist viel zu wenig, den Werth dieses Ringes zu ermessen. Sieh, liebes Weib, diese Strahlen, diese Größe, dieses Wasser, dies Farbenspiel, die Augen schmerzen mich! Dieses Kleinod ist ein unbezahlbares, seines Gleichen findet sich nicht in der Welt. Laß uns beten, theures Weib. Gott ist groß und hat ein Wunder an uns gethan, und dieser Diamant ist ein göttliches Gnadengeschenk, würdig des Königs der Könige, und diejenigen liebt er, denen er solche Kleinode bescheert. Großer Gott, was soll ich ferner thun, Dir wohlgefällig zu sein? Ich habe Deine Gebote gehalten und Dir nach besten Kräften bis heut gedient, und die Menschenkraft ist arm und schwach, Deine Güte aber ist unendlich und überreich.«

Seine Frau hatte das Schlachtmesser aus den Händen fallen lassen und betete mit ihm.

Am Sabbat wurde der Fisch aufgetragen, und Joseph zeigte, bevor er den Hecht zerlegte, den Ring, und alle Gäste bestätigten, daß Gott ihn liebe, weil er solch ein Kleinod ihm bescheert habe.

Indessen behagte das todte Kapital Joseph nicht. Er wollte nicht allein seines Reichthums sich erfreuen, sondern den Armen und Unglücklichen damit Gutes thun. Und siehe, es traf sich, daß der Königssohn des Landes sich vermählte und Edelsteine kaufen wollte, um seiner fürstlichen Braut einen Schmuck machen zu lassen. Joseph reiste zu ihm und zeigte ihm sein Kleinod, und weil es einzig in seiner Art war, bewilligte ihm der Königssohn nicht nur eine beträchtliche Summe Goldes dafür, sondern setzte ihm obendrein ein glänzendes Jahrgehalt aus.

Joseph lebte von nun an ganz dem Gesetze und der Uebung wohlthätiger Werke. Am Sabbat aber hielt er offene Tafel, und da war Jeder gern gesehen, der zu ihm kam, vor Allen aber Arme und Dürftige. Diese beherbergte er, so lange der Sabbat dauerte, und entließ sie dann reichlich beschenkt. Wenn er nun bei Tische saß, erzählte er seine Geschichte von dem Fische und dem Ringe, und diese Ge-

schichte wurde so berühmt, daß sie in den Festgesang Semiroth überging, den noch heutiges Tages fromme Juden zu Ehren des Sabbat singen.

So verstrichen mehrere Jahre. Da traf es sich einst an einem Sabbat, daß auch ein armer Krüppel sich eingefunden hatte, dessen dürftiges und leidendes Aussehen die größte Theilnahme erregte, und der, weil er die Sabbatgebete so überaus inbrünstig und gefühlvoll hersagen konnte, sich viele Lobsprüche erwarb, so daß Joseph Moker Schabbes ihn manche Gebete hersagen ließ, die er als Hausherr eigentlich verrichten mußte.*)

Es versteht sich von selbst, daß Joseph nie unterließ, am Sabbat Mittag seinen Gästen unter vielen Leckereien auch ein Gericht Fische vorzusetzen, und bevor man es verzehrte, erzählte er seine Geschichte von dem Riesenhecht und dem Ringe.

Als er sie auch dießmal erzählte, verwunderte sich Jedermann über den Eindruck, den sie auf den Krüppel hervorbrachte, welcher seine bittersten Thränen weinte.

Joseph fragte ihn: »Was fehlt Euch, daß Ihr so weint?«

*) Eine Sitte, die noch stattfindet. Der Hausherr überträgt dem Gaste ein Gebet, um ihn dadurch zu ehren und über sich zu stellen. Eine solche Uebertragung darf nicht abgelehnt werden.

»Ach!« seufzte der Krüppel, »nun da Eure Geschichte zu Ende ist, kann auch ich eine erzählen. Ihr sagtet von Eurem Hecht: kein Wunder, daß er so dick und groß geworden, denn er hat in einem Bissen mehr verschluckt, als wir Alle Zeitlebens durchbringen können! Freilich! Der Hecht hat einen Ring verschluckt, der ein Königreich werth war. Ich aber sage Euch, der Fisch hat noch ein Kleinod in demselben Bissen verschluckt, und das hatte für mich größeren Werth, als tausend mal tausend solcher Ringe. Um einen Demant, so groß wie die ganze Welt, hätte ich das nicht gelassen!«

Da sahen sich die Gäste mit Erstaunen an und fragten: »Was mag das für ein Kleinod gewesen sein?« und Joseph sagte: »Ich habe weiter nichts gefunden«.

Der Krüppel versicherte: »Ein ähnliches Kleinod kann ich zeigen, ich habe es bei mir«.

Und sämmtliche Gäste brannten vor Neugier und wollten ein so ausbündiges Kleinod sehen.

Gabriel wollte hier schließen, wie sehr man ihn auch fortzufahren bat. Sein Auge war, während er erzählte, stets auf eine bildschöne, reichgeschmückte Dame gerichtet, die zum ersten Male sich in dieser Gesellschaft befand, aber mit ihren Ringen und Armbändern spielte und seiner nicht

sonderlich achtete. Auch sie schlug ihr großes, feuriges Auge jetzt auf und bat ihn, fortzufahren und nicht mit der Neugier sie zu entlassen, welch ein Kleinod jener Bettler besitzen könne, das schätzbarer sei, als ein unschätzbares.

Dieser Bitte konnte der Erzähler nicht widerstehen und fuhr fort:

Der Krüppel aber erhob seine linke Hand, denn die rechte fehlte ihm. »Seht hier«, sprach er, »meine linke Hand, meine rechte fehlt mir, aber die linke Hand ist ihr sehr ähnlich. Und wer möchte seine rechte Hand wohl für eine Welt voll Edelsteine lassen? — Wisset aber! den unschätzbaren Ring trug ich am Zeigefinger meiner Rechten, und dieser Ring sammt meiner rechten Hand war nur ein einziger Bissen eines unersättlichen Raubfisches. Groß ist Gott in allem seinem Schaffen! — Kein Wunder, daß der fromme Joseph meine Hand nicht fand; denn diese hat der Hecht verdauet, aber den Handschuh sammt dem Ringe konnte er nicht verdauen! —«

»O Joseph, edler Joseph!« brach er in Thränen aus, »haben mich denn Gram, Kummer und Gebrechen so entstellt, daß Ihr mich nicht wieder erkennt? Ich war einst ein reicher, reicher Mann, mein Name ist Eleasar! —«

Der Name Eleasar erregte allgemeines Erstaunen, welches sich durch ein feierliches Schweigen kund gab. Der Krüppel aber fuhr wehmüthig fort: »O Joseph, gedenket

des Tages, wo Ihr mir sagtet, daß ich dem Glücke diene, und nicht dem hochgelobten Gott, und das Glück sei ein wankelmüthiger Herr, der einst mich verlassen würde.

Am selbigen Tage kam ein Sterndeuter hier an, der sagte mir: »Sammle Schätze immer zu, denn von all dem Deinen wird der fromme Joseph dereinst Sabbat machen«. — Aber ich achtete weder Eurer Warnung, noch der Weissagung des Sterndeuters. Mein Herz war stolz und starr, wie das Metall, von dem man Königskronen macht, und das die Herrscherrolle in dieser Welt spielt; und aus frevelhaftem Trotz wider Schicksal und Menschenweisheit suchte ich Euch zu entziehen, was Gott Euch zuerkannt! — Und die Worte des Sterndeuters gingen in Erfüllung. Wind und Wellen verschonten meine Schiffe, Diebe und Betrüger legten keine Hand an mein Eigenthum, das Feuer selbst wagte sich nicht an meine Gebäude und Speicher. — Da kam eines Tages ein Juwelier zu mir und zeigte mir einen kostbaren Ring. »Seht! Herr«, sprach er, ein Kleinod Eures Anblicks werth.« Während ich mit Entzücken den Diamant betrachtete, fuhr jener fort: »Ihr werdet leicht begreifen, daß man solch einen Besitz geheim halten muß, nicht bloß, um vor Dieben und Räubern sicher zu sein, sondern vor redlichen Leuten selbst; denn nicht jede Tugend ist probefest, Gelegenheit macht Diebe, und die nächsten Freunde, unsere eignen Kinder können durch solch einen

Stein, der die Eigenschaft besitzt, den redlichsten Mann zum Schelme zu machen, uns untreu werden«.

Der Juwelier hatte Recht, denn indem ich den Stein betrachtete, fühlte ich mich von einer so unwiderstehlichen Begier nach dem Besitz des Kleinods erfaßt, als hinge Leben und Tod daran, ihn zu besitzen. »Vor Dieben und Räubern fürchte ich mich nicht«, erwiderte ich dem Juwelier, »was wollt Ihr für den Ring?«

Er lächelte: »Ihr scherzt wohl nur, ich habe Euch gesagt, daß ich dies Kleinod Euch nur zeigen wollte, ich gedachte Euch damit eine Achtung zu erweisen, denn dergleichen zeigt man nur ausnahmsweise einem reichen Manne, dem man vertraut. Ihr seht wohl ein, daß solch ein Kleinod unbezahlbar ist; ich habe ihn Königen und Fürsten angeboten, und sie konnten ihn nicht kaufen. Seid Ihr solch fürstlicher Handelsherr, solch königlicher Kaufmann, daß Fürsten und Könige Euch um Euern Reichthum neiden: wohlan, so beschämt die Herrscher über Länder und Völker und bietet auf ein Kleinod, welches zu besitzen, Könige zu arm sind. Ich habe große Summen ausstehen, beträchtliche Verluste erlitten, ich bin nicht abgeneigt, das todte Kapital, was ich in diesen Ring gesteckt, in Handel und Wandel zu bringen.«

Ich wünschte nichts lebhafter, als diesen Ring zu besitzen, und entschieden, wie ich stets in Geschäften war,

ohne zu zögern und zu knausern, sagte ich: »Wenn Ihr Euer Kleinod unbezahlbar nennt, so nenn' ich meinen Reichthum unermeßlich: dem Besitzer eines unbezahlbaren Kleinods bietet der unermeßlich Reiche den Handel an: Meinen Reichthum für Euer Kleinod. Ich ziehe mit Weib und Kindern von Haus und Hof und überlasse Euch Grundstücke, Schiffe, Gewölbe, Waaren und Summen.«

Der Juwelier besann sich nicht lange, ich zeigte ihm meine Waaren, meine baaren Summen und meine Bücher, führte ihn durch Haus, Gewölbe, Niederlagen und Keller. Darauf gingen wir zu einem Schreiber, der unsern Contract auffetzte und vollzog und sich höchlichst wunderte, denn noch nie hatte er einen solchen Handel abschließen helfen.

Bevor wir schieden, sprach der Juwelier: »Ich muß Euch noch ein Juweliergeheimniß anvertrauen. Wir fassen kostbare Steine gern als Ringe, die wir stets fest am Finger geschmiedet bei uns tragen können. Wir gehen aber alsdann nie mit bloßer Hand, denn ein leichter Handschuh thut gar treffliche Dienste, und ein Juwelier weiß gar wohl, was ein Handschuh zu bedeuten hat, der niemals ausgezogen wird. Euer Hab und Gut in Waaren und in Schiffen gehörte dem lebendigen Verkehr und war dem Wechsel des Besitzes unterworfen. Ein anderes ist's mit solchem Kleinod. Es trägt Euch keine Zinsen, dafür ist es aber wahrhafter Besitz. Tragt Ihr diesen Ring am Zeigefinger,

so ist er Euer, wie die Glieder Eurer Hand. Zieht Euern Handschuh darüber, und Euer Ring ist der ganzen Welt entzogen, Ihr aber könnt Euch jeden Augenblick fühlbar Eures Besitzes überzeugen.«

Dieß hörte ich mit tausend Freuden! Jauchzend hob ich meine Rechte, an der dies Kleinod stak, gen Himmel. »Die Prophezeiung«, rief ich aus, »ist vernichtet. Meinen Reichthum trage ich an dieser Hand; soll aber die Prophezeiung fortbestehen und bin ich sicher vor Räubern und Dieben, vor Untreue und Bosheit, vor dem Wasser und dem Feuer, wie sollte dieses Kleinod mir dann entwendet werden?«

Noch am selben Tage bestieg ich mit Weib und Kindern ein Schiff, welches segelfertig im Hafen lag.

Dort angelangt, lebte ich von meinen mitgenommenen Summen. Ich war es satt, ein reicher Mann zu scheinen, und zog es vor, ganz in der Stille reich zu sein. Auch trug ich nunmehr stets meinen Handschuh über die Rechte.

Ich ging aus, und weil es heißes Wetter war, wollte ich mich baden. Das kühle Meer hatte Viele angelockt, und unter den Badenden sah man auch vornehme Jünglinge, die sich als kühne und fertige Schwimmer auszeichneten. — Ich hatte meine höchst einfachen Kleider, darin ich Jedem für einen geringen Mann gelten mußte, abgelegt und befand mich im Wasser, als ich den alten Hochmuthskitzel wieder spürte, und weil ich die Erziehung eines

reichen und vornehmen Jünglings genossen hatte und es in allen Leibesübungen dem Ersten gleich thun konnte, wollte ich einmal meine Ueberlegenheit in der edlen Schwimmkunst zeigen. Wie ein Delphin schoß ich durch die Wellen und hatte bald die fernsten Schwimmer eingeholt. Plötzlich fühlte ich mich angegriffen, ich glaubte, von einem Hay. Er verwundete mir den Schenkel, daß das Wasser um mich sich röthete. Ich wollte an's Ufer zurück, der Feind aber war rascher als ich; ich mußte die Arme wider ihn gebrauchen, und plötzlich preßte ein unsäglicher Schmerz mir einen lauten Hülferuf aus. Was ferner mit mir geschah, weiß ich nicht.

Ich erwachte in dem Zelte, wo ich meine Kleider abgelegt; ich lag auf Polstern und empfand einen brennenden Schmerz an dem rechten Arm. Ein Blick dahin ließ mich mein ganzes Elend erkennen, und was waren die Körperschmerzen gegen diese Erkenntniß. Den blutigen Stummel meines Arms streckte ich gen Himmel und rief: »Ja, Gott! Du bist allmächtig und wacker habe ich gerungen mit Dir und hielt fest mein Eigenthum in Händen, zugleich nur mit der Hand konntest Du es mir entreißen.« Es war das letzte Aufflackern meines Hochmuths, und eine neue Ohnmacht umfing mich und linderte Seelen- und Körperschmerz.

Ach! zu welchem Elende erwachte ich! Ich hatte eine Summe in Wechseln bei mir gehabt und sie in einem un-

scheinbaren ledernen Gurt verborgen am Ufer liegen lassen. Während meiner Hülf- und Bewußtlosigkeit hatte man sie mir gestohlen, jetzt war ich arm und einarmig. Ich mußte mich zu betteln entschließen. Ich! der stolze Reiche — betteln, als Krüppel betteln, betteln für Weib und Kind, aber ich segne meinen Unstern, denn ich bin, Dank sei es den Fügungen des Himmels, gebessert. Ich kenne jetzt das Unglück und die Hülfslosigkeit und solcher Ueberführung bedurfte ich, um fromm zu werden und die Gebote des Herrn zu ehren. Denn dieser muß durch Gedanken, jener durch Erfahrungen belehrt werden. Meine Geschichte ist zu Ende.«

Hier schwieg der Krüppel und Joseph erhob sich von seinem Sitze und sprach: »Eleasar! nimm diesen Hausvaterstuhl ein, steh auf von Deinem Platze und setze Dich hieher!«

»Wie Herr? fragte der Krüppel, »was soll das bedeuten?«

»Ich bitte Dich,« fuhr Joseph fort, »wenn Du mich liebst, so thue meinen Willen« und Eleasar mußte den hohen Polsterstuhl einnehmen, oben am Tische. Joseph aber setzte sich auf den bescheidenen Platz, den der Krüppel verlassen, sodann sprach er:

»Eleasar! Dein ist alles, was ich habe, Du bist hier der Hausherr und ich mit meinem Weib und meinen Kindern der Gast bei Dir. Zwar hat mir Gott Deinen Reich-

thum in die Hände gelegt. Aber es steht geschrieben: Du sollst nicht begehren, was Deines Nächsten ist. Ich ehre die Gaben Gottes, aber seine besten und schönsten Gaben sind die Gebote und die ehre ich vor allen; der Ring war Dein, folglich war Dein, was ich dafür empfing.«

»O Joseph!« rief Eleasar, »wie viel besser bist Du, dem es stets wohlerging, als ich, den so viel bittere Erfahrungen besserten. Aber Dein Anerbieten ist zu edel und ich nehme es nicht an.«

»Jeder irdische Richter« sprach Joseph, »wird Dir die Schätze zusprechen, deren Eigenthümer Du bist, ich aber nur der Finder!«

»Joseph! Joseph!« rief Eleasar, »habe Mitleid mit mir, führe mich nicht von Neuem in Versuchung. Mit der Aussicht auf Glanz und Reichthum könnte mein alter Frevelsinn und Hochmuth wiederkehren. Höre aber wohl, was ich Dir sagen will, und nimm meinen Vorschlag an. — Laß uns nicht untersuchen, wem der Reichthum gehöre, sondern laß uns fortan eine Familie bilden und alles gemeinschaftlich besitzen. Du bist gut. Ich bin gebessert. Dir hat Gott den Geist verliehen, von Reichthümern den besten, edelsten Gebrauch zu machen. Mir gab der Ewige das Talent Reichthum zu erwerben, Du aber benutze ihn, denn die Armuth ist mir immer unerträglicher als der Müssiggang, wozu der Bettler, der Krüppel verdammt ist.

Fortan also haben wir ein Haus und ein Vermögen. Ich bin der Herr an den Wochentagen, Du der Herr an Sabbat und Festtagen.«

Dieses Anerbieten ließ sich Joseph gefallen, und sie lebten fortan in der glücklichsten Einigkeit; ihr Haus aber ward weltberühmt, denn kein Unglücklicher und Armer betrat es, ohne Hülfe und Trost darin zu finden.

Eleasar pflegte aber, wenn er seine Geschichte erzählte, hinzuzufügen: »Gott hat mich arm gemacht, damit ich lerne, wie der Reichthum zu gebrauchen sei; Gott hat mir die rechte Hand genommen und dafür hat er mir die rechte Erkenntniß gegeben, meine rechte Hand aber ist Joseph Mocker Schabbes. Denn ich handele mit der linken, weil der Handel ein wenig links herumgeht; meine rechte Hand aber, und das ist Joseph, verthut es auf die rechte Weise.«

Hier schwieg Debora und Frumit sagte: »In der That, liebe Nachbarn, das war eine schöne Geschichte und ich sage auch meinen herzlichen Dank dafür.«

Die schlaue Debora entgegnete: »Und ich sage auch meinen Dank für die schöne Geschichte, welche ihr mir erzählt habt.«

»Ich habe Euch eine Geschichte erzählt?« fragte Frumit.

»Ja! von einem Hecht.«

»Das war ja Eure Geschichte.«

»Ganz recht; denn ich erzählte Euch von einem Hecht zu hundert Gulden; Ihr aber erzähltet mir auch von einem Hecht.«

»Das ist aber keine Geschichte,« wandte Frumit ein, »den Hecht habe ich im Kessel.«

»Aber,« versetzte die schlaue Debora, »der Hecht, der in meiner Geschichte vorkommt, kostet hundert Gulden, folglich ist meine Geschichte mehr werth als Euer Hecht sammt Eurem Kessel!«

»Mit Verlaub, liebe Nachbarin,« entgegnete Frumit lächelnd. »Ein Hecht, den man im Kessel hat, ist mehr werth, als ein Hecht, der in einer Geschichte vorkommt und tausend mal tausend mal so viel kostet; denn eine Geschichte geht zu dem einen Ohr herein, zum andern wieder heraus. Was man aber in dem Kessel hat, davon bekommt man auch was in den Magen.«

»Und wie groß ist wohl Euer Hecht?«

»Er mag an die zwanzig Pfund wiegen.«

»Das ist eben, was ich hören wollte,« hohnlächelte Debora, »und ist Euer Hecht nicht größer, so bedenkt, wie lange Ihr hier steht und zuhört. Von Euerem Hecht ist wohl schwerlich noch was übrig als Gräten und Brühe. Leugnet das nicht, denn ich kann auch kochen und unsere

Nachbarinnen, die hier Zeugen sind, alle. Gesteht daher nur, wir haben uns beide Mährchen erzählt, Ihr von einem Hecht, der zwanzig Pfund wiegt, ich von einem Hecht, der hundert Gulden kostete. Und bedankt Ihr Euch bei mir für meine schöne Geschichte, so muß ich mich bei Euch für Eure schöne Geschichte bedanken!«

Die Nachbarinnen, welche bisher stumm dem Gespräche zuhörten, schlugen hier ein lautes Gelächter auf und Frumit eilte beschämt und gedemüthigt in ihr Haus.

Der fromme Chanina hatte in Erwartung des Sabbat sich seiner Gedanken entschlagen, sich bequem in seinem Sessel ausgestreckt und einem erquickenden Schlummer sich überlassen.

So fand ihn Frumit und rüttelte ihn heftig, daß er erwachte und fragte: »Weib! was stößest Du mich?«

»Wie lange noch,« rief sie, »werden wir Hunger und Kummer leiden und dem Spotte unserer Nachbarn ausgesetzt sein, denen Dein segensreiches Beispiel und Dein frommer Wandel keine Ehrfurcht einflößt und keine Nacheiferung erweckt?«

»Liebes Kind!« sagte Chanina, »so lange es Gott gefällt.«

Sie erzählte ihm hierauf, wie Debora sie mit der Ge=

schichte des Joseph Mocker Schabbes gefoppt und fügte hinzu: »Gott will Dir wohl und erhört ein jedes Deiner Gebete, warum betest Du nicht zu ihm, daß er Dich in eine bessere Lage versetze!«

Chanina sprach: »Hör' an, liebes Weib, so eben hatte ich einen Traum. — Mir träumte, der Sabbat habe bereits begonnen und wir hatten nur Salz und Brod und ein Tröpfchen Wein zu Kiddisch*). Das war wenig, um davon Sabbat zu machen und Du fühltest Dich sehr unglücklich darüber. Deßhalb sagte ich: Ich will zu Gott beten; nicht um meinetwillen, sondern um Deinetwillen, weil Du Dich unglücklich fühlst. Ich aber will beten, daß er mir von den großen Paradiesesfreuden, die er droben mir bereitet, hinieden im Voraus etwas bescheeren möge, um es mir später droben wieder zu entziehen. Darauf fing ich an zu beten und als ich mein Gebet schloß, warf eine unsichtbare Hand etwas in den Schornstein, das kollerte durch die Röhren, fiel zur Ofenthür heraus und glich einer feurigen Kohle. — Es war aber keine brennende Kohle, und als Du erkanntest, was es war, stießest Du einen Freudenschrei aus und sprachst: Wahrlich! wir machen heut' einen Sabbat, gleich wie Joseph Mocker Schabbes und endlich werde ich doch über die böse Debora triumphiren, denn für den Hecht, den ich ihr nicht zeigen konnte, soll sie einen kostbaren Stein, wie der, den der Eleasar besaß, erblicken und sagen: das ist ein Gnadengeschenk Gottes, welches er zum Beweis seiner besondern Huld einem frommen Manne gespendet«

*) Das erste Gebet zum Sabbat.

So sprachst Du. Ich aber, so träumte mir ferner, streckte mich in heimlicher Sabbatruhe in meinem Sessel aus und entschlief in meinem Traum, um aus diesem Traumschlaf in einen zweiten Traum zu gelangen.

Dieser Traum im Traum zeigte mir das Paradies, darin saß ich mit den Frommen. Jeder hatte sein Weib neben sich und speiste an einem dreibeinigen, goldnen, mit Edelsteinen reich besetzten Tische. Aber die Frommen flüsterten unter einander und ihre Weiber maßen uns mit spöttischen Blicken und betrachteten lächelnd unsern Tisch. Denn siehe! der mittelste und größte Edelstein war aus der Fassung gebrochen und der ganze kostbare Tisch dadurch entstellt. Der Edelstein, welcher fehlte, war aber derselbe Karfunkel, welchen Gott mir im ersten Traume vorgeschossen, im zweiten Traum hatte er sich bezahlt gemacht. Ich hatte demungeachtet ein gut Gewissen und sprach zu Dir: »Liebes Weib, dies ist nicht um meinetwillen, sondern um Deinetwillen geschehen, denn um Deinetwillen habe ich gebeten, weil Du Dich so unglücklich fühltest.« — Du aber fühltest Dich bei weitem unglücklicher und sprachst zu mir: »Du hast im Leben so viel studirt, drum hättest Du wohl wissen und mir sagen können, daß der Spott und das Hohngelächter der Rabbinerfrauen im Paradiese, weil sie meines Gleichen sind, mir weit empfindlicher und kränkender sein würde, als der Spott meiner Nachbarinnen auf Erden, welche keine Rabbinerweiber und folglich auch meines Gleichen nicht sind«. Ja! Du warst dermaßen aufgebracht gegen mich, daß Du nach mir stießest. Und der Stoß war so heftig, daß ich aus meinem zweiten Traume wieder in

meinem ersten erwachte. Da lag ich in behaglicher Sabbatruhe wieder in meinem Sessel und fragte: »Weib! was stößest Du mich?«

Du sagtest: »Es ist Zeit, zu Bette zu gehen.

»Gut!« sagte ich, »warte nur einen Augenblick.« Hierauf fing ich wieder an zu beten, daß der hochgelobte Gott mir hienieden doch die Gnade wieder entziehen möge, die er mir im Voraus zuertheilt, damit ich sie da genieße, wo er sie mir bestimmt. Und siehe! der Allgütige erhörte auch mein zweites, dem ersten ganz entgegengesetztes Gebet, und der feurige Edelstein war verschwunden.

Du aber riefst trostlos: »Was hast Du gethan, o Mann!« Ich sagte: ›Es ist besser, Du fühlst Dich hienieden unglücklich unter den Nachbarinnen, die nicht Deines Gleichen, als daß Du droben Dich ärgerst über Deines Gleichen: die Rabbinerfrauen und Töchter«. Da warst Du sehr zornig und stießest wieder nach mir, daß ich von Neuem erwachte aus meinem ersten Traume in die Wirklichkeit! Auch dießmal lag ich behaglich im Sessel hier, in welchem ich, in Erwartung des Sabbats, mich dem Schlummer überlassen, und fragte Dich: »Weib! warum stößest Du mich?« Hierauf erzähltest Du mir Deine Geschichte und ich Dir meinen Traum. — «

Frumit beherzigte die Lehre, und wenn der Sabbat kam, that sie nicht mehr geschäftig, prahlte nicht mehr von leckeren, ausgesuchten Speisen, sondern wenn die Nachbarinnen sie fragten, womit sie sich eine Güte gethan, antwortete sie bescheiden: »Ach! wir sind leider arm, wir haben kaum Salz und Brod und nur zwei Tröpfchen Wein zu Kidisch

und Afdallah. Dafür aber werden wir dereinst im Paradies von dem Fische Leviathan und von den Gänsen, deren Fett die Wüste spickt, uns satt schmausen.«

Gott hat das Herz der Menschen mitleidig geschaffen, und als man in der Stadt vernahm, der fromme Chanina habe nichts, um Sabbat zu machen, sandte man ihm Speisen in Hülle und Fülle, und Jeder wetteiferte, ihm das Leckerste und Auserlesenste zu senden, um sich dessen vor dem Andern zu rühmen. Chanina ben Dobha aber machte einen guten Sabbat davon, und wem meine Geschichten nicht gefallen — kann davon Schabbes machen. —

Obschon es spät war, begleitete Doctor Seligmann seinen Schüler auf dem Heimweg, und als man dessen Wohnung erreicht, bat er ihn, noch einen Augenblick zu verweilen und einige Worte ihm zu gönnen. Rebecca indessen ging ins Haus. —

»Gabriel!« begann er. »Ich habe mich geirrt in Ihnen; ich hielt Sie für einen schlichten, einfachen Menschen.«

»Sie machen mich stolz!«

»Sein Sie auf Ihrer Hut!«

»Weshalb?«

»Weil Sie genial sind. Talent kann leicht unglücklich machen. Sie sind ehrgeizig und eitel. Ihr Benehmen ist nicht das schlichte, anspruchlose eines Privatgelehrten. Sie wollen Aufsehen machen, glänzen.«

»Ich wüßte nicht, womit!«

»Die Verirrungen, die man so trefflich beschreiben kann — wie leicht ist man selber ihnen ausgesetzt. Es kostet bittre Erfahrungen, ehe ein genialer Mensch begreift, daß auch er nur

ein Mensch sei. Verachten Sie nicht die Außenwelt und das Urtheil der Menschen, weil Sie in sich Alles finden, was man nur wünschen kann. Bedenken Sie, Sie sind verheirathet. —«

»Die Meinung der Menschen habe ich für mich.«

»Wenn aber Ihre Entführung ein Abenteurerstreich, wenn Ihre Leidenschaft zu Rebecca doch nicht ganz echt und edel war? ich habe Ihnen so eifrig beim Agenten das Wort geredet.«

»Wär's möglich! Sie befürchteten — ?«

»Nicht wahr, die schöne, reich geschmückte Dame ist Ihnen heut aufgefallen? — Mit Vornamen heißt sie Fanny, ich habe Ihnen schon von ihr geschrieben. — Schlafen Sie wohl.«

Gabriel war betroffen, langsam ging er in's Haus.

Am folgenden Morgen empfing er ein zierliches Briefchen, und beilag ein kleines rothes Maroquinkästchen. Er öffnete es, und eine Demantnadel blitzte ihm entgegen. Das Briefchen drückte den Dank aus für die gestrige schöne Abendunterhaltung und ersuchte ihn, beifolgende Kleinigkeit, wenn es auch kein unschätzbares Kleinod sei, nicht zu verschmähen.«

Gabriel entschloß sich kurz und schenkte die Nadel Rebecca.

»Es ist ja eine Herrennadel!« wandte sie ein.

»Es schickt sich nicht für mich, daß ich Diamanten trage. Du kannst es immerhin. —«

Und doch wußte er nicht, ob er aus Tugend oder Stolz so handelte. Wollte er seine Zuneigung zur schönen Geberin auf diese Weise unterdrücken, oder nur eine Kokette demüthigen, die es sich einfallen ließ, auch mit ihm ein Spiel zu treiben?«

Leipzig, gedruckt bei F. H. Elbert.

Vögl